Philipps...
...nig.

12 Nr. ö. W.

845D26
Ok:G

...sal-Bibliothek

1577

Jeder Band ist für 20 Pfennig einzeln käuflich

Künstler-Ehen.

Pariser Skizzen

von

Alphonse Daudet.

Deutsch von

Adolf Gerstmann.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

University of Illinois at Urbana-Champaign
Library Friends

LIBRARY
lf
FRIENDS

From the family of
Ernst Alfred Philippson

von **Willy Stepniak.**

Preis broschirt: 40 Pf. — In Ganzleinenband: 80 Pf.

Philippson.

Künstler-Ehen.

Pariser Skizzen

von

Alphonse Daudet.

Deutsch von

Adolf Gerstmann.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BOOKSTACKS

845D26
Ok:G

Prolog.

Sollen Künstler heirathen?

Zwei Freunde, ein Dichter und ein Maler, saßen des Abends, nachdem sie zusammen dinirt hatten, auf einem Divan im Atelier. Sie hatten die Cigarren angezündet und plauderten.

Es war eine Stunde, so recht geeignet, sich Geständnisse und bedeutsame Mittheilungen zu machen. Das Lampenlicht wurde durch den Schirm gedämpft und es erhellte nur matt den Raum — recht einladend zur vertraulichen Unterhaltung; kaum, daß hier und da ein Lichtschimmer auf die Wände fiel und die an ihnen mit feinstem Geschmack angebrachten Tapeten, Vorhänge, Bilder u. s. w. unterscheiden ließ. Durch das Glasdach sah man den tiefblauen Abendhimmel.

In dem Halbdunkel, das in dem Gemache herrschte, konnte man nur ein Bild deutlich erkennen — es war das Porträt einer jungen Frau mit klugen Augen, fein geschnittenem Munde, um den ein geistvolles Lächeln spielte, als sei sie in einem Redekampf begriffen und vertheidige Staffelei und Palette ihres Mannes gegen die Thoren und Widersacher; auf dem Bilde hatte sie eine leicht nach vorn gebeugte Haltung, wie um genau zu hören und sich kein Wort entgehen zu lassen. Ein unweit des Kamins stehender kleiner und niedriger Stuhl sowie zwei auf dem Teppich liegende Kinderschuhe verriethen, daß auch ein Kind zu der Familie gehöre — und wirklich waren die Mutter und der Kleine eben erst lachend und scherzend in

das ans Atelier stoßende Zimmer gegangen, wo das Kind in sein Bettchen gebracht wurde.

Alles in diesem Künstlerheim athmete stilles und friedliches Familienglück. Der Dichter war ganz entzückt davon und machte seiner Freude in Worten Luft.

„Du hast," so wandte er sich an seinen Freund, „doch ganz entschieden Recht gehabt. Es giebt nur eine einzige Art des echten Glücks. Der eine meint es auf diese, der andere auf jene Weise zu finden — aber es giebt doch nur ein Glück. Du mußt mich verheirathen!"

Der Maler.

Nein, niemals! Das fällt mir nicht ein! Verheirathe dich gefälligst allein, wenn du es denn doch einmal willst. Ich mische mich nicht in derlei Angelegenheiten.

Der Dichter.

Aber weshalb nicht?

Der Maler.

Weil — weil Künstler, also auch Dichter, sich nicht verheirathen dürfen.

Der Dichter.

Na, das ist doch wirklich stark! Du wagst so etwas zu sagen! Du! Und die Lampe erlischt nicht, und die Mauern stürzen nicht über deinem sündigen Haupte zusammen? Aber bedenke doch, Unglücksmensch, du selbst hast mir ja hier zwei Stunden lang den Anblick des ungetrübten Glückes gegönnt; du hast mich fast zum Neid gebracht und jetzt verbietest du mir, ebenfalls nach solchem Glücke zu streben? Solltest du jenen herzlosen Reichen ähnlich sein, welche ihr eigenes Wohlleben doppelt angenehm empfinden Angesichts der Leiden und der Noth der andern und die sich an ihrem warmen Kamin erst behaglich fühlen, wenn sie daran denken, daß es draußen regnet und daß so viele arme Teufel ohne Obdach sind?

Der Maler.

Denke von mir, was und wie du willst. Ich habe dich aber zu gern, als daß ich dir dabei behilflich sein wollte, wenn du eine Dummheit begehst, eine nicht wieder gutzumachende Dummheit.

Der Dichter.

Das wollen wir doch erst einmal sehen. Wie geht es dir? Bist du nicht vollkommen zufrieden? Mir kommt es doch so vor, als habe das Glück bei dir seinen Einzug gehalten und sich auch dauernd niedergelassen.

Der Maler.

Und darin hast du Recht. Ich bin glücklich, vollkommen glücklich. Ich liebe meine Frau von ganzem Herzen; wenn ich an mein Kind denke, möchte ich vor Freude laut aufjauchzen. Die Ehe ist für mich ein Hafen geworden, der mich vor vielen Stürmen und Fährnissen schützt; nicht einer von jenen, in die man zu fortwährendem Rasten einläuft, wobei man rostet und seeuntüchtig wird, sondern eine von jenen schönen Buchten, in denen man vor Anker geht, um die Segel und die Masten zu repariren und in denen man sich ausruht zu neuen Fahrten nach unbekannten Ländern. Ich habe niemals so gern gearbeitet, als seitdem ich verheirathet bin, und meine besten Gemälde datiren seit jener Epoche.

Der Dichter.

Nun also!

Der Maler.

Mein lieber Junge! Auf die Gefahr hin, dir lächerlich zu erscheinen, muß ich dir doch sagen, daß ich mein Glück wie ein Wunder betrachte, wie etwas ganz Absonderliches und Außergewöhnliches. Ja, je mehr ich erkenne, was die Ehe eigentlich ist, um so mehr bin ich über den glücklichen Zug erstaunt, den ich gethan. Ich gleiche darin eben Jenen,

die eine Gefahr nicht kennen und ihr deshalb entgegengehen, ohne sie zu bemerken, die aber nach der That erbleichen und nachträglich über ihre eigene Kühnheit erstaunen.

Der Dichter.

Aber wo sind denn eigentlich diese so schrecklichen Gefahren?

Der Maler.

Die erste und schlimmste von allen besteht darin, daß man in Gefahr kommt, sein Talent zu verlieren, oder daß es sich wenigstens verringert. Ich sollte doch meinen, bei einem Künstler ist so etwas von Wichtigkeit. Und ich bitte dich wohl zu beachten, daß ich hierbei noch gar nicht die gewöhnlichen Lebensbedingungen im Auge habe. Ich gestehe ja zu, daß die Ehe im Großen und Ganzen eine ausgezeichnete Einrichtung ist, und daß die Mehrzahl der Männer erst recht zu handeln und zu wirthschaften anfängt, wenn sie eine Familie hat, respective, wenn dieselbe sich vergrößert. Es giebt sogar Fälle, in denen die Heirath der eigenen Existenz wegen nothwendig ist. Ein unverheiratheter Notar — das kann man sich bei uns kaum denken. Man traut einem solchen nicht den nöthigen Ernst, die nöthige Ruhe zu. Aber für uns Maler, Schriftsteller, Bildhauer, Componisten — die wir ja doch alle ein wenig abseits von der gewöhnlichen Hauptstraße des Lebens wandeln, die wir uns ausschließlich damit beschäftigen, zu studiren, zu schaffen und zu bilden, die wir uns von der großen Masse absondern müssen, wie man ja auch von einem Bilde ein paar Schritte zurücktritt, wenn man einen vollständigen Überblick gewinnen will — ich sage, für uns alle sollte die Verehelichung keine Regel, sondern nur eine Ausnahme sein. Für solche nervöse, leicht erregbare, nie lange in einem Zustand verharrende Geschöpfe, wie wir Künstler es nun einmal sind, weshalb man uns ja

so oft auch große Kinder nennt, für uns paßt nur eine ganz eigenartig beschaffene Frau; eine Frau, die sich wohl kaum jemals finden läßt, und die man deshalb am Besten auch gar nicht erst sucht. Ah, der große Delacroix, dessen Werke du ja so sehr bewunderst, hat das wohl gewußt! Welch' schönes Leben führte er innerhalb der vier Wände seines Ateliers, sein ganzes Sinnen und Arbeiten der Kunst weihend. Ich betrachtete mir einmal sein kleines Häuschen in Champrosay und den kleinen Garten des Pfarrers, in dem die Rosen so herrlich blühen, und in dem der große Künstler ganz allein zwanzig Jahre verbracht hat. Welche Ruhe, welche weltabgeschiedene Einsamkeit! Und nun stelle dir einmal Delacroix verheirathet und als Familienvater vor, mit allen Sorgen, welche die Kindererziehung, die Nothwendigkeit des größeren Verdienstes, die Krankheiten u. s. w. mit sich bringen! Glaubst du wohl, daß seine Werke dann ebenso vollkommen gelungen wären?

Der Dichter.

Du führst mir Delacroix an, ich nenne dir Victor Hugo. Könntest du etwa behaupten, daß diesen seine Ehe beeinflußt habe, und daß seine Werke ihretwegen weniger bedeutend geworden sind?

Der Maler.

Bei ihm glaube ich in der That nicht, daß ihn seine Vermählung beeinflussen konnte. Aber alle Ehemänner haben nicht solches Talent, daß man ihnen den Schritt verzeihen könnte; die Sonne ihres Ruhmes strahlt nicht hell genug, um all die Thränen zu trocknen, die ihretwegen schon vergossen wurden. Jawohl, man pflegt ja immer zu sagen, daß es recht interessant sei, die Frau eines talentvollen Mannes zu sein — aber glücklich? Ich sage dir, die Frauen von Bahnwärtern sind glücklicher und besser daran.

Der Dichter.

Es ist doch zum mindesten eigenthümlich, so gegen die Ehe predigen zu hören von Einem, der selbst verheirathet und noch dazu glücklich verheirathet ist.

Der Maler.

Ich wiederhole, daß ich nicht von mir spreche. Meine Ansicht von der Sache schöpfte ich aus den zahlreichen bedauernswerthen Vorkommnissen, die sich rings um mich her zutrugen; aus den so häufigen Mißverständnissen, wie sie in den Künstlerehen gang und gäbe sind und die alle zusammen in unserer eigenartigen Lebensanschauung begründet sind. Sieh dorthin! Da ist ein Bildhauer, der in voller Lebenskraft und Frische, in voller Reife des Talentes ausgewandert ist, und Weib und Kind verlassen hat. Alle Welt verdammt ihn und auch ich kann ihn nicht in Schutz nehmen. Aber wie alles so gekommen ist, das kann ich mir nur zu gut erklären. Sieh' da! Der junge Mann lebte früher nur für seine Kunst und kümmerte sich um die Welt und ihr Treiben keinen Pfifferling. Seine im Übrigen ganz liebenswürdige und vernünftige Frau hat ihn nun, anstatt alles, was ihm mißfallen könnte, aus seiner Nähe zu entfernen, zehn Jahre lang zu allen möglichen und unmöglichen gesellschaftlichen Verpflichtungen verurtheilt. So bekam er eine Menge sogenannte „officielle Bilder" in Auftrag, lauter Brustbilder von abscheulichen Biedermännern mit Sammetkäppchen und von Frauen in geschmacklosen Toiletten; so störte sie ihn zehn Mal des Tages mit unumgänglich nothwendigen Visiten, so zwängte sie ihn abends in Frack und helle Handschuhe und schleppte ihn von Salon zu Salon. Du wirst nun sagen: Er hätte sich das nicht gefallen lassen, er hätte mit einem entschiedenen „Nein!" Einspruch erheben sollen — aber du weißt ja auch, daß gerade wir durch unsere sitzende, an das Haus gebundene Lebensweise mehr als alle andern Menschen von

ihrem Heim und ihrer Umgebung abhängig werden. Die Luft der Häuslichkeit umgiebt uns, und wenn nicht ein großes Ideal uns begeistert, dann werden wir beim Einathmen dieser Luft nur zu bald betäubt, matt und müde. Außerdem läßt ja auch der Künstler alles, was er an Energie, an Kraft und Lebensmuth zur Verfügung hat, seinem Werke zu Gute kommen, und dieses macht ihn so abgespannt, daß er für die alltäglichen Nichtigkeiten des Lebens kein Auge hat, daß er sich ihren Belästigungen nicht entziehen kann. Da haben denn die weiblichen Tyrannen leichtes Spiel mit ihm. Niemand erklärt sich leichter für überwunden und bezwungen. Aber glaube mir nur — allzulange erträgt er das Joch nicht! Wenn eines schönen Tages die unsichtbaren Ketten und Banden, mit denen er gefesselt ist, ihn an der Ausübung seines künstlerischen Berufes offenbar hindern, dann streift er sie mit einem einzigen gewaltigen Ruck ab, und, sich seiner bisherigen Schwäche schämend, geht er auf und davon, wie jener Bildhauer. Seine Frau war, wie du ja weißt, ganz starr über das Ereignis. „Was habe ich ihm denn nur gethan?“ so fragte sich die Bedauernswerthe einmal über das andere. Nichts hatte sie gethan — sie hatte ihn nur nicht verstanden. Es genügt eben nicht, hübsch, gut und klug zu sein, um die Lebensgefährtin eines Künstlers werden zu können — eine solche muß einen ganz undefinirbaren Takt, eine selbstlose Aufopferungsgabe besitzen, wie man sie nur selten im Leben findet. Wo sollte sie nun gar bei einer jungen Frau herkommen, die das Leben nicht kennt und so recht vor Neugierde brennt, es nach allen Richtungen kennen zu lernen? Man ist doch jung, man hat einen bekannten Mann geheirathet, dem der Zutritt überall offen steht. Du lieber Himmel! Da möchte man sich doch ein Bischen an seinem Arm zeigen. Ist das denn nicht ganz natürlich? Der Gatte dagegen hält sich, seitdem er Tüchtiges leistet, von den Menschen ziemlich fern; er findet,

daß die Zeit schnell vergeht, daß die Arbeit mühevoll ist, und so ist er nicht geneigt, am öffentlichen Leben theilzunehmen. Da ist denn die Uneinigkeit, die Spannung geschaffen; beide Theile fühlen sich unglücklich, und ob der Mann nun auf seinem Willen besteht oder sich nachgiebig zeigt, das Gleichgewicht ist gestört, die Ruhe ist dahin. Ach, ich habe mehrere solche zu Grunde gegangenen Wirthschaften gekannt, in denen die Frau entweder der Henker oder das Opfer war, häufiger sogar Henker als Opfer, und fast immer geschah das, ohne daß sie selbst eine Ahnung von dem hatte, was sie verursacht. Da war ich z. B. eines Abends bei dem Componisten Dargenty. Es waren mehrere Personen anwesend, und man bat ihn, sich an das Klavier zu setzen. Kaum hatte er begonnen eine seiner reizenden Mazurken zu spielen, in denen er sich als der echte Erbe Chopins zeigt, als seine Frau auch schon zu plaudern anfing — erst leise, nach und nach aber lauter. Die Conversation wird immer lebhafter und immer allgemeiner, und schließlich war ich noch der Einzige, der dem Spiele zuhörte. Da schloß Dargenty das Klavier, wandte sich zu mir und sagte mit einem Lächeln, aber in so bitterm, so wehklagendem Ton: „So geht es nun immer. Meine Frau liebt die Musik nicht!“ Kannst du dir etwas Schrecklicheres denken? Eine Frau heirathen, welche die Kunst des Gatten nicht liebt! Geh', mein Lieber! Folge mir und heirathe nicht. Du bist allein und bist frei! Bewahre dir deine Einsamkeit und deine Freiheit!

Der Dichter.

Nun wahrhaftig, du hast gut reden! Du sprichst von Einsamkeit! Wenn dir jetzt, sobald ich fortgegangen sein werde, ein guter Gedanke kommt, dann wirst du ihm hier am verlöschenden Kaminfeuer nachhängen und wirst ihn ausdenken, ohne um dich her jene Öde, jene Unbehaglich-

keit zu verspüren, die jede Inspiration im Keime erstickt und tödtet.

In den Stunden der Arbeit allein zu sein — ja, das geht noch an; aber es kommen Momente der Ermüdung, der Entmuthigung, in denen man an sich, an seiner Kunst verzweifelt. Wie glücklich muß dann der sein, der immer jemand um sich hat, der einem treu beisteht — ein liebendes Herz, dem man seinen Kummer mittheilen kann, ohne fürchten zu müssen, daß sein Vertrauen in unsere Kraft erschüttert, sein Glaube an uns zerstört wird. Und dann das Kind! das Lächeln des Kleinen, der immer und ohne jede ausgesprochene Ursache heiter und vergnügt ist, ist das nicht das beste Verjüngungsmittel, das man haben kann? Ach, ich habe schon oft darüber nachgedacht. Für uns Künstler, die wir ja doch einmal eitel sind wie alle, die vom Erfolge leben, ja von der oberflächlichen, leicht wankend zu machenden Schätzung dessen, was gerade in der Mode ist — gerade für uns sind die Kinder ein unentbehrlicher Schatz. In ihnen allein können wir Trost darüber finden, daß wir altern. Alles was wir verlieren, wird das Kind einst gewinnen. Man sagt sich, der Erfolg, der mir versagt blieb, ihn wird das Kind einst erringen, und wenn uns selbst das Haar auch ergraut, hat man doch seine Freude an dem kleinen Blondkopf, der voll Leben und Gesundheit an unserer Seite spielt.

Der Maler.

O Poet, Poet! Hast du denn auch schon darüber nachgedacht, wie oft man die Feder oder den Pinsel ansetzen muß, um diesen jungen Nachwuchs zu ernähren?

Der Dichter.

Schließlich wirst du ebenso gut auch sagen können, der Künstler ist geradezu dafür geschaffen, in der Familie zu leben; und das ist so wahr, daß diejenigen von uns, die

nicht heirathen, bei der ungeregelten Lebensweise matt und kraftlos werden — wie die Reisenden, denen es lästig wird, immer ohne eigenes Heim zu sein, sich schließlich ein Hôtelzimmer miethen und den Rest ihrer Tage unter der banalen Aufschrift verbringen: „Hier miethet man auf Monate und Tage."

Der Maler.

Diese haben nun ganz und gar Unrecht. Sie nehmen alle Leiden des Ehestandes in den Kauf, ohne seine Freuden kennen zu lernen.

Der Dichter.

Du giebst also doch zu, daß er einige Freuden birgt?

Anstatt etwas zu erwidern stand jetzt der Maler auf, suchte unter seinen Skizzen und Studienblättern, zog endlich ein ziemlich zerknittertes und abgegriffenes Manuscript zwischen denselben hervor und wandte sich mit diesem zu seinem Freunde.

„Wir könnten," sagte er, „noch lange über diesen Gegenstand debattiren, ohne daß der Eine den Andern überzeugte. Du bist nun einmal, wie es den Anschein hat, trotz aller meiner Einwendungen entschlossen zu heirathen. Da möchte ich dich denn doch bitten, dieses kleine Manuscript hier erst einmal zu lesen. Es ist — merke wohl auf — von einem verheiratheten Mann geschrieben; von einem Manne, der seine Frau sehr liebt und der sich in seiner Häuslichkeit sehr glücklich fühlt. Er lebte viel unter Künstlern und da hat er sich den Spaß gemacht, mehrere solcher Künstler-Ehen, wie ich sie dir eben auch skizzirt habe, zu schildern. Alles, was in diesem Manuscript steht, ist von der ersten bis zur letzten Zeile wahr — so wahr, daß sein Autor sich niemals hat entschließen können, es drucken zu lassen. Lies es durch und dann sage mir, wie du darüber denkst. Ich glaube, du wirst

dann zu einer andern und vernünftigeren Ansicht gekommen sein."

Der Dichter nahm das Heft und trug es nach seiner Wohnung. Aber er bewahrte es nicht mit der wünschenswerthen Sorgfalt auf, denn es gelang mir, einige Blätter aus dem Manuscripte auszutrennen — und den Inhalt derselben übergebe ich hiermit der Öffentlichkeit.

Madame Heurtebise.

Von der Natur war sie offenbar ganz und gar nicht dazu ausersehen, die Gattin eines Künstlers oder Schriftstellers zu werden, am allerwenigsten eines so ungezwungenen, lebendigen, ja sogar wilden und leidenschaftlichen Menschen, der allezeit die Nase hoch in die Luft hielt, den Schnurbart unternehmend drehte, als hätte er die edle Absicht, alle schlicht bürgerlichen Sitten und Gebräuche über den Haufen zu werfen, der alles Conventionelle und alle kleinen Vorurtheile haßte und dessen Name schon so komisch klang — wie ein Hohn auf alles Überlieferte und Altgewohnte. Er hieß Heurtebise.

Welches Wunder war geschehen, daß diese kleine, in einem Bijouterieladen aufgewachsene Frau, die bisher weiter nichts verstanden hatte, als Uhrketten vorzulegen, Perlen zu Colliers aneinanderzureihen und Ringe zu verkaufen, daß gerade diese Frau den Dichter an sich zu fesseln vermochte.

Jede ihrer Bewegungen verrieth die Ladenmamsell; dasselbe thaten die ausdruckslosen Züge ihres Gesichts, der kalte und doch immer lächelnde Blick der Augen, die ganze, stets freundliche und ruhige Physiognomie, der Mangel an wahrer Eleganz, die Vorliebe für Glanz und Flitterstaat, die sie ohne Zweifel von ihrem Vater geerbt hatte und die auch die Veranlassung waren, daß sie immer und immer wieder sich mit ihrem Vorrath von Gürteln, Schnallen und Seidenstoffen beschäftigte; wie sah sie so gewöhnlich aus mit ihrer auffallenden Haartracht, unter der die kleine schmale Stirn zum Vorschein kam. Diese selbst zeigte zwar nicht das kleinste Fältchen, das sprach aber

weniger für ihre Jugend, als es vielmehr ein vollgiltiger Beweis für den absoluten Mangel an eigenen Gedanken und Ideen war. Und trotzdem sie so beschaffen war, liebte sie Heurtebise, hatte er um sie angehalten, und — da er selbst einiges Vermögen besaß — auch ohne große Mühe ihr Jawort erhalten.

Was sie besonders gereizt hatte, seinen Antrag anzunehmen, war der immer gehegte Wunsch, einen Schriftsteller zu heirathen; einen Mann, der in der Öffentlichkeit bekannt ist und der ihr so viel Theaterbillets geben könnte, als sie nur haben mochte. Was ihn betrifft, so muß ich wirklich annehmen, daß die ihr anhaftende falsche Eleganz der Verkaufsdame — ihre gesuchten Manieren, der zusammengepreßte Mund, der stets von dem betreffenden Gegenstande fort- und frei in der Luft gehaltene kleine Finger, kurz die ganze nachgeamte und gekünstelte Zierlichkeit — ihn verblendet hatte, sodaß er glaubte, er hätte es mit vollendeter Pariser Feinheit und mit dem feinsten Geschmack zu thun. Denn er war als der Sohn eines Bauern geboren, und trotz seines Geistes und Wissens war ihm doch ein großer Theil bäuerischer Anschauungen geblieben.

Entzückt darüber, daß er nun wieder das friedliche Glück des Familienlebens genießen könnte, das er so lange vermißt hatte, verbrachte Heurtebise zwei Jahre fern von seinen Freunden und Bekannten. Er hatte sich auf dem Lande, nicht weit hinter dem Weichbilde von Paris, angesiedelt, damit er immer mit der großen Stadt in Beziehung bleiben könne, deren Atmosphäre zwar drückend ist und die Nerven beunruhigt, aber doch auch so anregend wirkt. Das ist wie mit jenen Kranken, denen man den Aufenthalt an der See anordnet; direct an der Küste können sie nicht wohnen, dort ist die Luft zu stark und zu schwer für sie — deshalb begeben sie sich an Orte die mehr im Innern liegen, an denen man aber doch die Seeluft verspürt.

Von Zeit zu Zeit lasen wir Heurtebise's Namen unter einem Artikel in Zeitschriften und Journalen. Sein Stil war nicht mehr so elegant und schneidig wie früher, seine Beredtsamkeit nicht mehr so feurig und hinreißend, wie sonst — wir dachten uns aber: Er ist so glücklich, sein Glück verwöhnt ihn.

Eines Tages suchte er wieder unsern Kreis auf und nun sahen wir allerdings, daß er durchaus nicht glücklich sei. Sein Gesicht war bleich, sein Wesen zerstreut, seine Züge drückten eine gewisse Stumpfheit aus, die Heftigkeit mancher Bewegungen zeugte von großer Nervosität, sein Lachen klang nicht mehr so voll und herzlich wie früher, sondern gezwungen — mit einem Worte: Er war wie ausgewechselt. Da er zu stolz war, um einzugestehen, daß er sich schmählich getäuscht habe, beklagte er sich mit keinem Worte; aber die alten Freunde, denen sein Haus sich nun öffnete, hatten nur zu bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß seine Ehe die denkbar unglücklichste und daß sein ganzes Leben verpfuscht sei ohne Aussicht auf Besserung oder Änderung.

Madame Heurtebise dagegen erschien uns nach zweijähriger Ehe noch genau ebenso, wie wir sie am Hochzeitstage in der Sakristei gesehen hatten; das gesucht liebenswürdige Lächeln trug sie noch immer zur Schau, ihr Wesen war noch immer das einer aufgedonnerten und geputzten Ladenmamsell, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich jetzt auch als feingebildete Dame aufspielen wollte. Sie sprach jetzt. In den Unterhaltungen über Kunst und künstlerische Principien, in denen sich Heurtebise stets mit besonderer Vorliebe erging und in denen er oft ein unumstößliches Urtheil aussprach, unterbrach uns plötzlich die affectirt und fade klingende Stimme seiner Gattin, die ein häßliches Schmähwort als Tadel oder gemachten Enthusiasmus als Lob vorbrachte. Gleich uns allen mußte dann natürlich auch er dem albernen Gewäsch zuhören, dem sinn-

losen Schwatzen, das fast nie auf den eigentlichen Gegenstand der bisherigen Unterhaltung Bezug hatte. Verlegen und beschämt blickte er dann vor sich nieder, warf uns wohl auch einen Blick zu, wie wenn er uns um Vergebung für die Störung bitten wollte und versuchte endlich, in der unterbrochenen Unterhaltung fortzufahren. Sie aber begann ihren Widerspruch immer von neuem, sie blieb mit abschreckender Beharrlichkeit bei ihren albernen Einwürfen, sie, die innerlich so leer und hohl war, blähte und spreizte sich noch — er hielt es nun für das Beste, ganz zu schweigen und sie reden zu lassen, was sie wollte und so viel sie wollte. Aber dieses Schweigen mißfiel der Dame erst recht; es erschien ihr beleidigender und ärgerlicher, als der heftigste Widerspruch. Ihre Stimme wurde kreischend; sie tobte und zankte und geberdete sich so unausstehlich, daß schließlich auch dem Gatten die Geduld riß und er auch seinerseits grob und heftig wurde.

Die unaufhörlichen Scandalscenen endeten regelmäßig mit einer Thränenflut, aber wie der Rasen frisch und kräftig wird, wenn man ihn eifrig begießt, so wurde auch sie nach jeder solchen Flut energischer, kräftiger und widerstandsfähiger; er dagegen war ermattet, auch wohl fieberhaft erregt, jedenfalls unfähig zur Arbeit. Mit der Zeit ließ auch seine Heftigkeit bei der Erwiderung ihrer Zornesausbrüche nach. So hatte ich z. B. eines Abends einer der bekannten peinlichen Scenen beigewohnt. Madame Heurtebise erhob sich triumphirend von ihrem Platze am Tische; ich sah auf ihren Gatten, der während ihres Zankens und Keifens ganz ruhig geblieben war, in dessen Gesicht aber die tiefste Verachtung gemischt mit grimmigstem Zorn sich ausdrückte. Alles Blut war ihm zu Kopfe gestiegen; die Augen standen ihm voll Thränen, um den zusammengepreßten Mund spielte ein ironisches Lächeln — so wartete er, bis seine Frau sich entfernt hatte. Als sie nun aber die Thüre hinter sich ins Schloß geworfen hatte,

da machte er hinter ihr eine Grimasse, die seine Wuth und seinen Haß ausdrücken sollte, — gerade wie es der Lehrjunge hinter seinem Meister macht. Im nächsten Moment hörte ich ihn murmeln und seine Stimme schien erstickt vor Bewegung: „Oh, wenn nur das Kind nicht wäre! Wie schnell würde ich sie dann von mir abschütteln!"

Sie hatten nämlich auch ein Kind, einen kleinen, hübschen aber ziemlich unsauberen Jungen, der sich auf der Erde und in den Winkeln herumsielte, mit den Hunden, die noch größer als er selbst waren, mit Erde und eingefangenen Spinnen spielte. Die Mutter wußte von ihm nichts anderes zu sagen, als daß er ganz abscheulich sei und sie es tief bedauere, ihn nicht irgendwohin in Pflege gegeben zu haben. Sie hatte in ihrer Wirthschaft zäh an den Manieren der kleinbürgerlichen Ladenbesitzer festgehalten; die Zimmer waren nie ordentlich aufgeräumt, sie selbst aber ging vom frühen Morgen an elegant gekleidet und wohlfrisirt herum — rief sie sich dadurch doch die ihrem Herzen so theuern Tage des Geschäftslebens zurück, da sie in einer Pause, wenn gerade kein Käufer im Laden war, schnell einmal in das hinter dem Laden befindliche von Unsauberkeit starrende, niemals recht gelüftete Zimmer springen konnte, um in aller Hast auf ungedecktem Tische irgend eine schlecht zubereitete Speise zu essen, mit dem Ohre immer auf der Wache, immer lauschend, ob die Klingel an der Ladenthüre nicht das Nahen eines Käufers anzeigte. Von ihrem Geschäftsleben her hatte sie auch die Vorliebe für die belebten Straßen; auf den Straßen gehen ja die Käufer, die Müßiggänger, die am Schaufenster stehen bleiben, und hier sieht man die große Masse des Volkes, die an Sonntagen hinauszieht ins Freie und alle Wege und Straßen erfüllt. Das war etwas für sie! Oh, wie langweilte sie, die Unglückliche, sich hier auf dem Lande! Wie sehnte sie sich nach Paris! Heurtebise dagegen glaubte hier draußen bleiben zu müssen, um seinem

Geiste die nöthige Frische zu wahren. Das Treiben in Paris machte ihn abgespannt wie einen Provinzialen, der zum Besuch nach der Hauptstadt kommt. Die Frau verstand das natürlich nicht und beklagte sich fortwährend über ihre Einsamkeit.

Um sich zu zerstreuen, lud sie ihre alten Freundinnen ein. Wenn ihr Gatte dann gerade nicht anwesend war, unterhielt man sich damit, seine Papiere, seine Notizen zu durchstöbern, und die begonnenen Arbeiten durchzusehen.

„Nun sehen Sie bloß, meine Liebe, das ist doch wirklich zu drollig! Er schließt sich ein, um solches Zeug zu schreiben! Er geht allein spazieren, er spricht mit sich selbst — ich habe noch keine Ahnung von dem, was er eigentlich treibt."

Und dann folgten besonders im Rückblick auf die Vergangenheit, endlose Vorwürfe.

„Oh! Wenn ich das gewußt hätte! Wenn ich bedenke, daß ich Aubertot und Fajon, die Weißwaarenhändler, hätte heirathen können —"

Sie nannte immer die beiden Associés gemeinschaftlich, gerade als ob sie beide hätte heirathen können. Auch in Gegenwart ihres Gatten legte man sich bald nicht mehr den mindesten Zwang auf. Sie störte ihn auf jede erdenkliche Weise; sie hinderte ihn an der Arbeit, indem sie gerade in seinem Schreibzimmer sich mit einigen abscheulichen Weibsbildern in eine recht laut geführte Unterhaltung einließ, in der weidlich auf die Schriftsteller raisonnirt wurde und auf die Schriftstellerei, die so wenig einbringt und bei der selbst die größte Arbeit doch nur einem geschäftigen Müßiggange gleich zu achten ist.

Von Zeit zu Zeit suchte sich Heurtebise diesem Treiben, das ihm mit jedem Tage unerträglicher wurde, zu entziehen. Er kam nach Paris, miethete sich in einem Hotel ein kleines Zimmer und versuchte sich einzureden, daß er noch Junggeselle sei; dann erinnerte er sich plötzlich seines

Sohnes, es überkam ihn eine fast närrische Sehnsucht, ihn zu umarmen — und so kehrte er noch an demselben Abend aufs Land zurück. Um nun bei der Heimkehr keiner heftigen Scene ausgesetzt zu sein, nahm er gewöhnlich einen Freund mit sich und behielt ihn draußen, so lange es irgend anging. So lange er nicht allein und einzig auf die Gesellschaft seiner Frau angewiesen war, lebte er wieder auf, sprach davon, daß er die unterbrochenen Arbeiten wieder aufnehmen wollte und fühlte neue Schaffensfreude in sein Herz einziehen. Welche moralische Zerrissenheit folgte aber dann, wenn man ging. Immer aufs neue versuchte er seine Gäste zurückzuhalten mit der ganzen Kraft, die ihm sein Kummer gab, hängte er sich an sie. Wie traurig, wie niedergeschlagen war er, wenn er uns nach der Haltestelle des Omnibus begleitete, der uns vom Weichbilde zurück nach Paris brachte! Und wenn wir dann abgefahren waren, wie lauschte er, mit verschränkten Armen dastehend, dem Rollen des sich entfernenden Wagens, bis er auf der staubigen Landstraße langsam den Heimweg antrat!

Das Alleinsein mit seiner Gattin wurde ihm schließlich unleidlich, ja unmöglich. Um dasselbe zu vereiteln, lud er sich nun das Haus voll Gäste und mit seinem guten Herzen, seiner Sorglosigkeit und dem Mangel an vernünftiger Auswahl hatte er es denn bald so weit gebracht, daß sämmtliche literarische Hungerleider sich bei ihm ein Rendezvous gaben. Ein Heer von Soldschreibern, Faullenzern und Narren ging bei ihm aus und ein, war bei ihm mehr zu Hause, als er selbst es war, und da seine Gattin nun einmal dumm und urtheilslos war, so fand sie alle entzückend und viel bedeutender als ihren Mann — wahrscheinlich, weil sie mehr schrieen als dieser. Mit den abgeschmacktesten Unterhaltungen wurde die Zeit todtgeschlagen. Da war ein Wortschwall zu hören, Discussionen und Debatten zu vernehmen, wie man es sich nicht

schlimmer denken kann, und der arme Heurtebise befand sich unbeweglich und stumm inmitten dieses Gesindels und begnügte sich damit, verächtlich zu lächeln und die Achseln zu zucken. Als jedoch einmal nach einer endlos langen Mahlzeit seine Gäste, sämmtlich die Ellenbogen auf den Tisch stützend, bei einer Flasche Lebenswasser saßen und ihre Bemerkungen zum Besten gaben, die so nichtig, so gehaltlos waren, wie der Rauch einer Cigarre, da ergriff ihn ein tiefer Abscheu, und weil er nicht die Energie hatte, die Elenden sammt und sonders zum Hause hinaus zu werfen, ging er selbst und blieb auch acht Tage lang fort.

„Mein Haus steckt voll Narren," sagte er eines Tages zu mir; „ich kann nicht mehr dahin zurückgehen."

Da er sich nun einmal in solcher trostlosen Verfassung befand, schrieb er natürlich auch nichts mehr. Sein Name erschien immer seltener in den Zeitungen und auch mit seinem Vermögen ging es auf die Neige, wurde es doch auf die sinnloseste Art verschwendet, da sein Haus aller Welt Obdach und Verpflegung bot.

Wir hatten uns längere Zeit nicht gesehen. Da erhielt ich eines Tages ein Billet mit seiner lieben Handschrift, aber wie hatte diese sich verändert! Früher waren die Schriftzüge kräftig und fest, jetzt kritzlich und zitternd. — „Wir sind in Paris. Komm, besuche mich. Ich langweile mich furchtbar."

Ich fand ihn mit seiner Frau, seinem Kinde und seinen Hunden in einer kleinen, dunkeln Wohnung in der Vorstadt Batignolles. Hier war die unordentliche Wirthschaft noch deutlicher erkennbar als damals auf dem Lande, da hier alles noch auf engerem Raume angehäuft war. Das Kind und die Hunde stolperten übereinander und fielten sich wie gewöhnlich auf dem Fußboden, und Heurtebise lag krank im Bette, das Gesicht zur Wand. Er befand sich im Zustand vollkommener Hilflosigkeit, und seine Gattin, die natürlich wie immer sich ein Air zu geben

suchte, wie immer liebenswürdig lächelte, kümmerte sich gar nicht um ihn.

„Ich weiß gar nicht, was ihm eigentlich fehlt," meinte sie im Tone größter Sorglosigkeit.

Als er mich sah, war er einen Moment offenbar freudig überrascht, er machte sogar einen schwachen Versuch zu lächeln — gleich darauf aber schien ihm alles wieder gleichgiltig zu sein.

Auch hier in Paris hielt man an dem Treiben fest, das draußen auf dem Lande eingeführt worden; um die Frühstücksstunde kam, ohne sich zu geniren, ohne zu bedenken, daß der Hausstand durch Krankheit und andere Einflüsse ins Wanken gerathen war, ein Schmarotzer der schlimmsten Sorte. Es war ein kleiner, kahlköpfiger, pockennarbiger Mensch mit starrem Blick und widerlichem Gesichtsausdruck; im Hause nannte man ihn nicht anders, als den „Mann, der Proudhon gelesen hat". So stellte ihn auch Heurtebise, der aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht seinen Namen kannte, aller Welt vor. Wenn man ihn fragte: „Wer ist denn das?" so antwortete er bedeutungsvoll: „Oh, das ist ein sehr tüchtiger Kerl! Er hat den Proudhon gelesen." Mehr hätte sich von ihm auch schwerlich sagen lassen, denn der große Geist ließ sich nie in ein Gespräch mit jemand ein, und wenn er ja einmal etwas sagte, so war es nur bei Tische, um sich über ein schlecht gebratenes Huhn oder das Fehlen einer Sauce zu beklagen. An diesem Tage z. B., an dem ich zugegen war, raisonnirte „der Mann, der den Proudhon gelesen hatte" über das abscheulich schlechte Frühstück, was ihn jedoch nicht hinderte, die Hälfte der aufgetragenen Speisen ganz allein zu verzehren.

Diese Mahlzeit am Krankenlager erschien mir sehr lang und ganz unsäglich peinvoll. Die Frau schwatzte wie immer, gab hin und wieder dem Kinde eine Ohrfeige, warf den Hunden einen Knochen und dem Philosophen einen lächeln-

den Blick zu. Heurtebise wandte sich nicht ein einziges Mal zu uns um, obwohl er nicht schlief; ich weiß nicht einmal, ob er überhaupt noch an etwas dachte.

Lieber, braver Junge! Bei diesen unaufhörlichen und niederträchtigen Angriffen mußte sogar der Widerstand seiner so kräftigen Natur gebrochen werden. Er starb langsam ab. Dieses stille Hinsiechen, das man besser ein allmähliches Verzichten auf das Leben nennen könnte, dauerte mehrere Monate. Dann sah Madame Heurtebise sich als Witwe. Eben so wenig wie ihre Thränen um den Hingeschiedenen den Glanz ihrer Augen hatten beeinträchtigen können, ebensowenig hatte sie auch ihre Sorgfalt in Betreff ihrer Frisuren vermindert, und da Aubertot und Fajon noch frei waren, so heirathete sie Aubertot und Fajon. Vielleicht Aubertot, vielleicht Fajon, vielleicht sogar alle beide. Auf jeden Fall war sie nun dem Leben wiedergegeben, zu dem sie eigentlich berufen war, dem der gehaltlosen Schwätzerei, des unausgesetzten Lächelns der Ladenmamsells.

Das Credo der Liebe.

Sie hatte es sich stets als das Herrlichste ausgemalt, die Frau eines Poeten zu sein! Aber das unerbittliche Schicksal hatte es anders beschlossen, und anstatt ihre ehrgeizigen und romantischen Wünsche und Hoffnungen zu erfüllen, hatte es ihr ein ziemlich stilles und bescheidenes Loos beschert — sie mußte einen reichen Rentier zu Auteuil heirathen, einen recht liebenswürdigen und jovialen Herrn, der ein bischen viel älter war als sie selbst und der nur eine einzige, harmlose und durchaus nicht aufregende Schwäche hatte, nämlich die für den Gartenbau. Der gute Mann verbrachte seine Zeit damit, zu jäten, zu pflanzen, hier eine Collection prächtiger Rosen umzusetzen, dort verschiedene Blumensorten zu veredeln, dort wieder zu schaufeln und zu gießen, und man muß doch schließlich zugeben, daß in solcher Beschäftigung für ein Gemüth, das nicht gerade den höchsten Idealen zustrebt, auch Reiz und Anregung genug enthalten ist.

Fast zehn Jahre lang war sie nun mit ihrem Gatten verbunden. Ach, der Gang durchs Leben schien ihr genau so gerade, so eben, so monoton, wie die sorgfältig beschnittenen Laubengänge in seinem Garten. Fast zehn Jahre lang hatte sie nun das eintönige Geräusch mit angehört, das entweder von der Gartenscheere herrührte oder von den Wasserstrahlen, die aus der Gieskanne leise und sanft auf die Beete niederflossen. Der eingefleischte Blumenfreund behandelte und pflegte seine Frau genau nach den Vorschriften, die zur Pflege seiner Blumen galten. Er beobachtete genau die Temperatur, die in dem mit exotischen Pflanzen geschmückten Salon herrschte; er suchte sie nach Möglichkeit vor den Einflüssen der Aprilkälte und der

Märzsonne zu schützen und wie er, je nach der Jahreszeit, für gewisse in Kübel gesetzte Pflanzen bald den Aufenthalt im Freien, bald den im Treibhause für besser hielt, so bestimmte er auch die Lebensweise seiner Gattin — immer im Hinblick auf das Barometer und den Mondwechsel.

Lange, lange lebte sie also wie abgeschlossen von der Welt hinter den vier Mauern, die den Garten ihres Eheherrn umgaben; still und bescheiden wie ein Veilchen verbrachte sie ihre Tage, dennoch aber sehnte sie sich nach fremden, weniger regelmäßig und kunstvoll angelegten Gärten, wo Schlingpflanzen sich an den Bäumen emporranken und über die Kronen derselben sich in den Lüften wiegen, wo prächtige, dem gewöhnlichen Menschenkinde unbekannte, nur unter heißerer Sonne gedeihende Blumen ihre Schönheit entfalten, wo das Auge trunken wird von all dem phantastischen Glanze. Solche Gärten findet man häufig in den Schriften der Dichter geschildert, und deshalb las sie auch soviel Verse und Dichtungen, als sie in der engen Klause des Pflanzers überhaupt auftreiben konnte. Seine ganze Literaturkenntnis aber beschränkte sich auf die schönen Witterungsregeln und Kalenderverse, z. B.:

Wie um St. Medard es der Himmel treibt,
So das Wetter vierzig Tage bleibt.

Ohne Wahl, ohne Plan las die Ärmste, was ihr an Dichtungen unter die Hand kam. Sie verschlang förmlich auch die jämmerlichsten Machwerke. Sie war glücklich, wenn sie Reime auf „Liebe", „Herz", „Seele" u. s. w. gefunden hatte; dann schlug sie das Buch zu, versank in stundenlange Träumereien, und wenn sie aus diesen dann erwachte, seufzte sie: „Oh, wie schändlich hat mich mein Mann getäuscht."

Es würde übrigens alles äußerst harmlos verlaufen sein, es wäre sicherlich bei dem stillen Hoffen, Wünschen und Sehnen geblieben, wenn nicht gerade in dem gefähr-

lichen Zeitpunkt, da sie dreißig Jahre alt wurde (die dreißig sind für die Tugend einer Frau von ebenso bestimmendem Einfluß, wie die Mittagsstunde für die Gesammtwitterung des Tages), also wenn nicht gerade zu dieser Zeit der unwiderstehliche Amaury ihren Weg gekreuzt hätte.

Amaury konnte für das Prototyp des Genres gelten. Wie er dastand! Von Kopf bis Fuß ein vom Unglück Heimgesuchter, mit umflortem Auge und bleichen Wangen, dabei übrigens sorgfältigst nach russischer Mode frisirt und den Schnurrbart mit ungarischer Bartwichse gedreht! Er war einer von jenen, die am Leben verzweifelt haben (wie die Damen es ja so sehr lieben), die aber doch immer nach der neuesten Mode gekleidet sind; ein Lyriker, der sich um das alltägliche Treiben nicht kümmert, bei dem sich aber die Freiheit und Ungebundenheit einzig und allein in der mit genialer Leichtfertigkeit umgelegten Cravatte äußert, die gar zu lose sitzt und sich wohl im nächsten Moment ganz lockern wird. Man mußte nun sehen, welchen Erfolg er jedesmal erzielte, wenn er etwas aus seiner großen Dichtung „das Credo der Liebe" deklamirte; mit leiser, zitternder Stimme sprach er, und wenn er an die schöne Stelle kam:

Ich glaube an die Liebe wie an den höchsten Gott —

dann war alles hingerissen.

Man thut dem Faxenmacher aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Unrecht, wenn man behauptet, daß er an Gott ebensowenig glaubte, wie an irgend etwas anderes. Aber um derlei Kleinigkeiten kümmern sich ja die Frauen bekanntlich nicht. Die schönen Worte waren der Köder, auf den sie alle anbissen und jedesmal, wenn Amaury sein „Credo der Liebe" deklamirte, konnte man sie um ihn im Kreise sitzen sehen; dann öffneten sich die Rosenmündchen und dann verschluckten sie alle den mit so vieler Schlauheit ausgeworfenen Angelhaken der Senti-

mentalität. Du lieber Himmel! Man denke doch nur: Ein Poet, der einen so schönen Schnurrbart hat und der dabei an die Liebe glaubt wie an den höchsten Gott!

Der Gattin unseres Blumenzüchters ging es wie allen anderen, sie konnte nicht widerstehen. Nachdem sie das Gedicht dreimal gehört hatte, war sie überwunden. Da sie aber, wenn auch träumerisch und schwärmerisch, doch eine ehrenhafte und stolze Natur war, so war sie eine Feindin alles Zweideutigen und Zweifelhaften. In seinem „Credo" hatte der Dichter doch auch ausdrücklich erklärt, daß er durchaus kein Verständnis für jene Sorte von Anbetern hätte, die mit hoch erhobenem Haupte einhergehen, als verachten sie jedes Gesetz und jede Sitte.

Die junge Frau nahm sich also das „Credo der Liebe" zur Richtschnur, entwich plötzlich aus dem Garten zu Auteuil und warf sich in die Arme ihres Dichters. „Ich kann nicht mehr mit diesem Menschen leben! Erlöse mich!" In solchen Fällen wird nämlich der eigene Gatte immer mit „dieser Mensch" bezeichnet, hier bezog es sich also auf den Blumenzüchter.

Amaury war einen Moment starr vor Staunen. Wie zum Teufel kam die dreißigjährige Dame auf den Gedanken, das, was er in einem Liebesgedicht gesagt, ernst zu nehmen und ihm nun kurz und bündig zu folgen? Er machte aber gute Miene zum guten Spiel, nahm freundlich an, was ihm das Schicksal so unverhofft beschеert und da sich die Dame in ihrem Garten zu Auteuil in Folge der guten Luft und der aufmerksamen Pflege sehr gut conservirt hatte, so hatte er in keiner Beziehung etwas einzuwenden.

In den ersten Tagen war es wirklich reizend. Man fürchtete die Verfolgung des betrogenen Gatten; man mußte sich unter falschem Namen verbergen, häufig die Wohnung wechseln und dabei natürlich recht unscheinbare,

wenig auffällige Quartiere in den entlegensten Vorstädten von Paris aussuchen. Man konnte nur des Abends ausgehen, spähte dabei fleißig nach allen Seiten und machte schließlich sentimentale Mondscheinpromenaden längs der Festungswerke.

O du wunderbare Macht der Romantik! Je mehr Furcht sie empfand, je erfinderischer er in Vorsichtsmaßregeln war, je dichter er die Vorhänge an den Fenstern und die Schleier um ihr Gesicht wünschte, desto größer und bedeutender erschien in ihren Augen der Dichter. Des Nachts öffneten sie das kleine Fenster ihres Zimmers, sahen zu den Sternen auf, die noch schöner funkelten als die Signalflammen am benachbarten Eisenbahndamm und dann ließ sie sich von ihm deklamiren:

Ich glaube an die Liebe wie an den höchsten Gott.

Das war alles wunderschön.

Leider dauerte die Freude aber nicht lange. Der Gatte ließ sie vollständig ruhig gewähren und von sich selbst nichts hören und sehen. Was will man auch von ihm? Er war eben ein Philosoph, „dieser Mensch". Nachdem seine Frau ihn schmählich verlassen, hatte er den Eingang zu seiner Oase wieder geschlossen, war zur Pflege seiner Rosen zurückgekehrt und hatte seine stille Freude daran, daß diese ihn wenigstens nicht verlassen könnten, da sie mit langen und festen Wurzeln im Erdreich hafteten. Unsere Liebenden fanden auch bald ihre Ruhe wieder, sie kehrten nach Paris zurück und — da schien es der jungen Frau mit einem Male, als ob man ihren göttlichen Dichter vertauscht hätte. Die Flucht, die Angst, überrascht zu werden, die Furcht vor Entdeckung, die fortwährende Unruhe, alles, was ihrer Leidenschaft immer neue Nahrung gegeben hatte, fiel jetzt von selbst fort, und nun begann sie ihn zu verstehen, jetzt endlich sah sie klar. Bei jedem kleinen Umstand, bei der Einrichtung der Häuslichkeit, bei all den tausend Einzelheiten des alltäglichen bürger-

lichen Lebens lernte sie den Mann kennen, mit dem sie jetzt lebte.

Das Wenige, was ihm die Natur an höheren, heldenhaften und innigen Empfindungen verliehen hatte, war in seinen Versen so aufgebraucht, daß er für den eigenen Bedarf nichts übrig behalten hatte. Er war kleinlich, egoistisch und vor allem, was die Liebe niemals vergiebt, höchst geizig. Er hatte ja auch, um den etwaigen Verfolgungen zu entgehen, seinen Schnurrbart sich abnehmen lassen müssen, und dadurch erschien er sehr entstellt. Wie ganz anders hatte er doch damals ausgesehen, als er ihr — ein Jüngling mit gebrannten Locken — zum ersten Male im Lichte der Kerzen erschienen war und sein „Credo" deklamirt hatte! Jetzt, in der Zurückgezogenheit, in der er ihretwegen bleiben mußte, ließ er sich vollständig gehen und nun kamen alle seine Schwächen und Albernheiten ans Tageslicht; die schlimmste von allen war, daß er sich fortwährend einredete, krank zu sein, und wenn man sich eine Zeit lang einredet, daß man sehr leidend ist, dann wird man es bekanntlich schließlich wirklich. Der brave Amaury hüllte sich in Flanell und Gichtpapier, auf seinem Kamin stand eine Flasche Medicin und eine Schachtel mit Pulvern und Pillen neben der andern. Längere Zeit mußte die kleine Frau alle Arbeiten einer grauen Schwester, einer Krankenpflegerin von Fach verrichten. Mit Ergebung trug sie dieses Loos, schien es ihr doch, als könne sie dadurch ihren Fehltritt sühnen und als habe andererseits nun erst ihr Leben einen vernünftigen Zweck. Dann aber erkaltete ihr Eifer auch in dieser Beziehung. In dem stickig heißen Zimmer, in welchem der in wollene Binden eingewickelte Dichter saß, dachte sie zurück an ihren Garten, in dem es so lieblich duftete, in dem solche gesunde Luft herrschte — und der gute Blumenzüchter erschien ihr dann im wachen Traume, wie er zwischen den Blumen und Bäumen einherging, so still, so einfach, so

uneigennützig. Ach, wie sehr gewann er im Vergleich mit jenem exaltirten und selbstsüchtigen Menschen, neben dem sie jetzt saß.

Nach Verlauf eines Monats liebte sie ihren Gatten, und sie liebte ihn mit echter, wahrhafter, nicht eingebildeter unaffectirter Zuneigung. Eines schönen Tages schrieb sie ihm eine lange Epistel voll der leidenschaftlichsten Versicherungen ihrer Reue und ihrer jetzt erwachten Liebe. Er antwortete gar nicht; vielleicht dachte er, daß sie noch nicht genug gestraft sei. Nun schickte sie ihm Briefe auf Briefe, bat in den flehendsten Ausdrücken um Vergebung und um Erlaubnis, zu ihm zurückkehren zu dürfen, versicherte, daß sie ihn jetzt mehr liebe, als ihr eigenes Leben und daß sie lieber sterben möchte, als mit „diesem Menschen" noch länger leben. Jetzt war der ehemalige Liebhaber also an der Reihe mit „dieser Mensch" bezeichnet zu werden. Selbstredend schrieb sie ganz heimlich, denn sie glaubte fest und sicher, daß Amaury noch immer in sie verliebt sei, und ebenso sehr, wie sie sich nach der Verzeihung ihres Gatten sehnte, fürchtete sie auch die eifersüchtigen Regungen ihres Liebhabers.

„Er würde mich niemals von sich lassen," dachte sie bei sich selbst.

Als endlich in Folge der unausgesetzten Bitten ihr Vergebung ausgesprochen wurde und der Blumenzüchter sich damit einverstanden erklärte, sie wieder bei sich aufzunehmen — wir haben ja schon gesagt, daß er ein Philosoph war — betrieb sie die Vorbereitungen zur Rückkehr an ihren eigenen Herd so geheimnisvoll, als handle es sich um eine gefährliche Flucht. Sie ließ sich durch ihren Gatten geradezu entführen, das war doch gewiß alles Mögliche. Eines Abends, als der Dichter, dem das Leben zu Zweien schon längst höchst langweilig geworden und der auf seinen wieder gewachsenen Schnurrbart sehr stolz war, in eine Gesellschaft ging, um daselbst

sein „Credo der Liebe" zu deklamiren, hüllte sie sich in ihren Mantel, lief bis an die nächste Straßenecke, woselbst ihr Gatte in einer Droschke sie schon erwartete, stieg ein und kehrte so nach ihrem Gärtchen zu Auteuil zurück, für immer von der Sehnsucht geheilt, die Gattin eines Dichters sein zu wollen.

An dem einen Dichter, der allerdings auch darnach war, hatte sie sich den Geschmack für immer verdorben.

Die Trasteverina.

Das Stück war zu Ende. Während das Publikum, die vom Gesehenen empfangenen Eindrücke austauschend, nach vorn drängte, während sich der breite Menschenstrom in die von den Kronleuchtern erhellten Vorräume des Theaters ergoß, erwarteten einige Freunde des Dichters, unter denen auch ich mich befand, denselben an der für die Künstler bestimmten Thüre, um ihm unsere Glückwünsche auszusprechen. Einen außergewöhnlichen Erfolg hatte sein Stück allerdings nicht errungen. Es entsprach nicht der Geistesrichtung, dem banalen Geschmack des heutigen Publikums; es versuchte kühn die Schranken zu durchbrechen, welche der „Bühnenfähigkeit" gesetzt sind, es kümmerte sich nicht um die Grenzen des dramatisch Zulässigen. Die pedantische Kritik fällte das Urtheil: „Das gehört nicht auf die Bühne," und die alles bespöttelnden Pflastertreter der Boulevards rächten sich dafür, daß viele der prächtigen Verse sie in eine gewisse weiche Stimmung versetzt hatten, indem sie immer und immer wiederholten: „Darauf geht kein Mensch ins Theater. Das bringt auch nicht einen Sou ein." Wir aber waren stolz auf unsern Freund, der gewagt hatte, eine solche Sprache zu sprechen, der seine Ansichten in so herrlichen, wohlklingenden Versen niederzulegen vermochte, der seine Gestalten gezeichnet hatte, wie sie sich in Wirklichkeit finden, nicht wie es die Optik des modernen Theaters verlangt, die vom Zuschauer entweder schlechte Augen oder gefärbte Augengläser beansprucht.

Mitten zwischen Maschinisten, Feuerleuten und Figurantinnen kam der Dichter aus dem Gebäude und näherte sich uns. Sein langer Oberkörper schien etwas gebeugt, und als ob es ihn fröstelte, hatte er den Rockkragen empor-

geschlagen, sodaß dieser den grauen Bart und das lange, ebenfalls schon ergrauende Haupthaar zum Theil bedeckte. Der Dichter schien in trüber Stimmung zu sein. Die Beifallsbezeugungen der Claque, der guten Freunde und einiger Gebildeter waren doch schließlich nur auf eine Ecke des Saales beschränkt geblieben; das sagte ihm schon jetzt, daß er sich nur auf sehr wenige Wiederholungen Rechnung machen dürfe. Außerdem hatten die Zuschauer kaum besonders Obacht gegeben, als sein Name als der des Autors verkündigt wurde*), vielleicht war er überhaupt ungehört verhallt — das alles war tief verstimmend. Wenn man zwanzig Jahre lang arbeitet, wenn man fühlt, daß Talent und Kraft sich auf ihrer Höhe befinden, dann hat die Blödigkeit der Menge, die nicht verstehen will, etwas Entmuthigendes, ja sogar etwas Niederschmetterndes. Man sagt sich: „Vielleicht haben die Leute doch Recht!" — Man fürchtet, man zagt —

Unsere Zurufe, unsere Händedrücke ermuthigten ihn wieder ein wenig. „Glaubt ihr wirklich, daß es gut gegangen ist? Das Eine kann ich zuversichtlich sagen: Ich habe gethan, was überhaupt in meinen Kräften steht." Und er legte seine fieberhaft zitternden Hände in die unsrigen, und seine Augen, in denen die Thränen aufstiegen, suchten in den unsrigen einen Blick der Zuversicht und der Aufrichtigkeit. Solchen Blick heftet ein Kranker auf den Arzt, wenn er die Frage ausstößt: Nicht wahr, ich muß nicht sterben? — Nein, Dichter, du wirst nicht sterben. Die Operetten und die Ausstattungsstücke, die Hunderte von Vorstellungen erleben und Tausende von Zuschauern herbeilocken, werden schon lange vergessen, sie werden

*) Auf Pariser Bühnen wird der Name des Autors einer Novität erst nach Beendigung der ersten Aufführung von der Bühne herab verkündet. Es ist dieses das Kennzeichen für ehrenvolle Aufnahme des Stückes, da im andern Fall die Zwischenrufe des Publikums den Regisseur an der Namensnennung verhindern.

sammt ihren Ankündigungen längst zu Grabe getragen sein, wenn sich dein Werk noch jung und lebensfrisch erhalten hat.

Während wir so auf dem einsamen Trottoir standen und uns bemühten, unseren Freund zu trösten und wieder aufzurichten, rief dicht neben uns eine überaus kräftige Stimme in der unverfälschten und nicht gerade sehr schön klingenden italienischen Mundart:

„He, Du! Jetzt ist aber genug von der Dichterei gesprochen worden. Jetzt wollen wir nach Hause gehen und einen Stufato essen."

Gleichzeitig ergriff eine ziemlich corpulente Dame, die in eine Capotte und in einen roth karrirten Mantel gehüllt war, den Arm des Dichters, und zwar geschah dies auf so unfeine, so befehlerische Weise, daß er sich, wie sein Gesichtsausdruck und seine Haltung uns nur zu deutlich verriethen, tiefinnerlich gekränkt fühlte.

„Meine Gattin!" sagte er zu uns gewendet, und dann drehte er sich zu ihr um und, sich zu einem Lächeln zwingend, fragte er:

„Wollen wir sie nicht einladen, damit sie sehen, wie trefflich du den Stufato zu bereiten verstehst?"

Die Italienerin war bei ihrer Eitelkeit gepackt worden, und so willigte sie denn ziemlich freundlich darein, uns zu bewirthen; wir gingen also, fünf oder sechs Mann stark, mit ihnen auf den Montmartre, wo sie wohnten, den besprochenen Rindsbraten zu essen.

Ich muß nun gestehen, daß ich schon lange den Wunsch hegte, das Heim dieses Mannes kennen zu lernen. Seit seiner Verheirathung lebte unser Freund sehr zurückgezogen; er war fast immer auf dem Lande. Aber das, was ich von seinem Leben bisher gehört hatte, mußte nothwendigerweise meine Neugierde erregen. Vor fünfzehn Jahren, als ihm Kopf und Herz noch voll romantischer Gestalten und Hirngespinnste gewesen, war er in der Nähe von Rom

einem reizenden Mädchen begegnet, in das er sich auch sofort sterblich verliebte. Maria Assunta bewohnte mit ihrem Vater und einer ganz fabelhaften Menge von Brüdern und Schwestern eines jener kleinen Häuser von Trastevere, die in den Tiber hineingebaut sind, und an deren Mauern alte Fischerkähne befestigt sind.

Eines Tages sah er die schöne Italienerin, die mit bloßen Füßen in einem rothen faltigen Rock und die Hemdärmel bis zu den Schultern aufgestreift, auf dem Boden saß und die Aale zurückhielt, die aus einem großen Netz zu entrinnen versuchten. Die geschmeidigen Thiere, von denen die Wassertropfen wie Perlen rannen, der Fluß in der Nähe, der hellfarbige Rock, die schönen schwarzen Augen, die so unendlich tief, so gedankenreich ausschauten, wie in einem süßen Traum befangen — das alles zusammen erregte die Phantasie des Künstlers; vielleicht nicht einmal in höherem Grade, als es der Kupferstich auf dem Umschlag einer musikalischen Romanze auch zu thun im Stande ist, aber es kam dazu, daß des Mädchens Herz noch völlig frei war, daß sie bisher einzig und allein ihren dicken rothgelben Kater geliebt hatte, der auch eine Leidenschaft für den Aalfang zu haben schien und der sich sträubte und fauchte, wenn jemand sich seiner Herrin näherte.

Unserem Liebhaber gelang es, die ganze Umgebung des Mädchens, sowohl Menschen wie Thiere, für sich einzunehmen; so vermählte er sich denn in der Kirche Santa Maria zu Trastevere und brachte die schöne Assunta und ihren Cato nach Frankreich.

Ach, du Ärmster! Weißt du, was du außerdem noch hättest mitbringen müssen? Einen Sonnenstrahl aus dem schönen Süden, ein Stückchen von dem ewig blauen Himmel, das excentrische Costüm, etwas Rohr und Schilf aus dem Tiber, dann die großen Netze, die dort immer so malerisch am Ponte Rosso hängen — und schließlich eine außerordentliche Menge Einbildungskraft. Dann wäre

dir nämlich die grausame Enttäuschung erspart geblieben, die so früh, ach nur zu früh deiner harrte.

Die Wirthschaft war nämlich kaum eingerichtet — er hatte die vierte Etage eines Hauses auf dem Montmartre bezogen — da sah er seine schöne Trasteverina auch schon in einer häßlichen und unförmigen Crinoline stecken, in einem Kleide mit unzähligen Falten und Besätzen; da sah er auf ihrem Haupte auch einen Pariser Hut, der nur schlecht auf den zusammengesteckten schweren Haarflechten befestigt war und der deshalb immer auf die bedenklichste Weise hin- und herrutschte und schwankte. Bei der kühlen Temperatur und unter dem klaren Himmel von Paris, wo man alles in seinem richtigen Lichte schaut, erkannte der Bemitleidenswerthe auch bald, daß seine Frau dumm sei, ganz unglaublich dumm. Die schönen schwarzen Augen, die beständig in tiefes Nachdenken und Träumen versunken schienen, spiegelten in Wirklichkeit auch nicht einen einzigen, wenn auch nur den kleinsten Gedanken wieder. Sie zeigten nur das Bild der größten Seelenruhe, des höchsten Behagens, wie es schließlich ja auch ein Thier empfinden kann — sonst absolut nichts. Außerdem war aber die Erziehung, welche die Dame genossen hatte, nichts weniger als fein gewesen; sie war derb, grob, gewöhnt, mit der Rückseite der flachen Hand die Ordnung in ihrem väterlichen Hause herzustellen; der mindeste Widerstand konnte sie zu unglaublichsten Zornesausbrüchen reizen.

Wer hätte wohl sagen mögen, daß dieser reizende Mund, der, wenn er geschlossen war, so schön aussah, wie wir es nur bei den herrlichsten Bildwerken der Alten finden, sich eines schönen Tages öffnen und daß sich aus ihm eine Flut der gröblichsten und häßlichsten Ausdrücke ergießen würde? Ohne Rücksicht auf ihren Gatten oder auch nur auf sich selbst, fing sie auf offener Straße, im gefüllten Theater oder wo sie sich sonst gerade befand, ganz laut zu zanken an, oder machte ihm Scenen aus gänzlich

unbegründeter Eifersucht. Um das Unglück voll zu machen, hatte sie nicht den geringsten Sinn für künstlerische Thätigkeit; das Verständnis für ihres Mannes Beschäftigung und Beruf ging ihr ebenso vollständig ab, wie das für seine Sprache, für die Umgangsformen, für alles, was sie umgab. Das Bischen Französisch, das man ihr nach und nach mit Mühe und Noth beibrachte, ließ sie ihr Italienisch vergessen, und nun bildete sie sich einen aus beiden Sprachen zusammengesetzten Jargon, der komisch genug klang. Kurz und gut — diese Liebesgeschichte, die wie ein Gedicht von Lamartine begann, endete wie ein Roman von Champfleury. Nachdem der Schriftsteller sich lange die redlichste Mühe gegeben, die Dame seiner Wahl einigermaßen zu civilisiren, mußte er schließlich schweren Herzens darauf verzichten, dieses Vorhaben jemals auszuführen. Da er zu ehrenhaft war, sie zu verlassen, sie vielleicht trotz alledem immer noch ein Bischen liebte, beschloß er schließlich, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen, niemand bei sich zu sehen und recht fleißig zu arbeiten. Die wenigen Freunde, die bei ihm verkehrt hatten, bemerkten bald, daß sie ihn genirten und kamen nicht wieder. So lebte er seit fünfzehn Jahren in seinem Hause wie ein Einsiedler oder richtiger wie ein Kranker, dessen Berührung jeder zu meiden sucht.

Während ich noch immer über die wahrhaft bemitleidenswerthe Existenz, die mein Freund zu führen gezwungen war, nachdachte, betrachtete ich auch das eigenthümliche Ehepaar, wie es da vor mir herging. Er — lang, schlank, vorn etwas übergebeugt; sie stark und vierschrötig. Dabei zog und zerrte sie immer an dem Shawl, der ihre Schultern bedeckte und ihr offenbar unangenehm zu tragen war; schließlich hatte sie ihn glücklich ganz abgestreift. Dabei holte sie aus und trat auf, wie es sonst nur ein Mann thut. Sie war offenbar bei sehr guter Laune, sprach sehr laut, drehte sich von Zeit zu Zeit um,

zu sehen, ob wir auch folgten; diejenigen von uns, welche sie schon von früher her kannte, rief sie mit ihren Namen an — und zwar ganz gemüthlich, so recht familiär und kurzweg. Wenn sie jemand rief, so legte sie immer die Hand an den Mund; das war sie wahrscheinlich noch von früher her gewohnt, als sie die Fischerkähne auf dem Tiber anrief.

Als wir an unserem Ziele anlangten, wollte der Hausmeister, der über die zu so ungehöriger Zeit noch lärmende Gesellschaft ärgerlich wurde, uns den Eingang verwehren. Da gab's denn zwischen ihm und der Italienerin auf dem Treppenflur eine heftige Scene. Inzwischen stiegen wir die von einer tief herabgeschraubten Gasflamme nur spärlich erleuchteten Treppen hinauf; ein Gefühl des Unbehagens und der Mißstimmung überkam uns und wir überlegten schon, ob es nicht das Beste wäre, einfach wieder umzukehren.

Dem Zweifel machte der Schriftsteller ein Ende. „Kommt schnell, wir wollen hinaufgehen," flüsterte er uns zu, und wir folgten ihm schweigend, während sich die Italienerin auf das Geländer stützte, das unter der Last ihres Gewichtes und ihres Zornes zu schwanken schien, und von oben herab auf das Haupt des Portiers eine Flut von Verwünschungen und Schmähungen ausgoß — ein ganzes Vocabularium von römischen Schimpfworten und solchen, die sie auf den entlegensten Boulevards gehört und aufgeschnappt hatte. So kehrte der Dichter heim, der heute ausgegangen war, um das ganze gebildete und kunstbegeisterte Paris zu entzücken, und in dessen Augen man noch die fieberhafte Erregung wahrnehmen konnte, in welche ihn seine „Première" versetzt. Welch häßliche Rückkehr zum Alltagsleben!

Um den Kamin in dem kleinen Salon geschaart, machten diese Empfindungen jedoch bald anderen und freundlicheren Platz und wir hätten das ganze Vorkommnis wohl

bald wieder vergessen, wenn uns nicht immer wieder die Signora daran erinnert hätte, die mit durchdringender Stimme und dabei laut lachend draußen in der Küche ihrem Mädchen erzählte, was sie alles gesagt habe und wie gut sie es verstände, mit derartigem Pack umzuspringen.

Der Tisch wurde gedeckt, und als die Vorbereitungen zum Souper getroffen waren, setzte sie sich zu uns, und nun, wo sie Shawl, Hut und Schleier abgelegt hatte, konnte ich sie genauer betrachten. Sie war nicht mehr schön. Die starke Figur, das breite Gesicht mit dem Doppelkinn, die schon ergrauenden und nicht eben sehr sorgfältig geflochtenen Haare, vor allem aber der gewöhnliche, fast gemeine Ausdruck und der Zug um den Mund contrastirten ganz sonderbar mit dem sinnenden, träumenden Blick der Augen. Sie stützte beide Ellenbogen auf den Tisch, saß in so recht ungenirter und nachlässiger Haltung da und betheiligte sich am allgemeinen Gespräche, ohne übrigens auch nur einen Blick von ihrem Teller zu verwenden. Gerade über ihr hing, als Prachtstück des mit Kostbarkeiten nicht gerade reich ausgestatteten Salons, ein Porträt, das in der Ecke den Namenszug eines berühmten Meisters trug; es stellte Maria Assunta im Alter von zwanzig Jahren vor. Das hellblaue Costüm, die blendende Weiße des vielfach gefalteten Brusttuches, der Glanz der vielen und jedenfalls unechten Schmuckgegenstände — das alles paßte so wunderbar, das harmonirte so entzückend mit dem herrlichen Teint, mit den tiefdunkeln Flechten, mit den die Stirn beschattenden kleinen Löckchen, mit den prachtvoll geschwungenen Augenbrauen, die sich als feine, kaum sichtbare Linien unterhalb der Stirne abhoben. Und dieses Meisterwerk der Schöpfung, diese personifizirte Schönheit hatte mit der Zeit zum Abbild des Gewöhnlichen, des Alltäglichen herabsinken können! Ich konnte es nicht fassen, und immer, wenn die Trasteverina sprach, mußte ich meinen Blick auf die Leinewand heften, und da suchte

ich den herrlichen Blick des Auges in seiner ganzen Tiefe zu ergründen.

Als bei Tische die Unterhaltung eine allgemeine geworden war, fand auch sie ihre gute Laune wieder. Sie versuchte ihren Gatten, der sich den immerhin nur zweifelhaften Erfolg sehr zu Herzen nahm, aufzumuntern und schlug ihn deshalb wiederholt auf den Rücken, lachte selbst aus vollem Halse und fing immer und immer wieder in ihrem durchaus nicht hübsch klingenden Idiom an von dem Hausmeister zu erzählen.

„Nicht wahr, Cato, er ist verrückt," wandte sie sich plötzlich zu dem alten Kater, der längst lahm und mit Reißen behaftet war und jetzt zusammengekrümmt vor dem Kamine lag. Dann, mitten in einer sehr anregenden und interessanten Unterhaltung, schrie sie in ihrer beliebten kreischenden Manier den Gatten an: „Du Schreibersmensch, gieb Acht auf die Lampe!"

Schnell unterbrach der bedauernswerthe Mann seine Rede, um die Lampe weiter in die Mitte des Tisches zurückzuschieben. Wie aufmerksam, wie besorgt er war um eine von jenen Scenen zu vermeiden, die er so sehr fürchtete. Sie sollte ihm dennoch nicht erspart bleiben.

Als wir vom Theater heimkehrten, waren wir für einen Moment ins Maison d'or gegangen und hatten daselbst eine Flasche vorzüglichen Wein gekauft, mit welchem der Stufato begossen werden sollte. Auf dem ganzen Wege hatte Maria Assunta die Flasche, sorgfältigst in einen Zipfel ihres Shawls gewickelt, getragen, und zu Hause hatte sie dieselbe auf den Tisch gestellt und warf ihr nun ungezählte liebevolle und fast zärtliche Blicke zu, denn die Römerinnen lieben guten Wein ganz ausnehmend.

Zwei oder dreimal hatte sie schon, wenn ihr Gatte bei einer schnellen Bewegung mit dem Arme der Flasche zu nahe gekommen war, ängstlich ausgerufen: „Nimm dich bloß mit der boteglia in Acht; du wirst sie noch hinunterwerfen!"

Als sie schließlich in die Küche ging um den famosen Stufato höchsteigenhändig aufzutragen, sagte sie noch einmal: „Sieh dich nur mit der boteglia vor!“

Sobald die holde Gattin nicht zugegen war, fühlte sich der Dichter freier. Er sprach von der Kunst, vom Theater, von Erfolgen — er sprach mit Innigkeit, mit Wärme und Feuer, da — pardautz! eine schnelle Armbewegung zu seinen Zuhörern, und die berühmte Flasche lag in tausend Scherben mitten auf dem Parquet des Salons. Noch niemals vorher habe ich einen Menschen so erschrecken sehen. Er war ganz bleich geworden und wie gelähmt. In demselben Moment ließ sich auch schon Maria Assunta's liebliche Stimme vernehmen. Die Italienerin erschien an der Thüre — ihre Augen schossen Blitze, ihre Lippen zitterten vor ungeheurer Aufregung, die Röthe des Zornes stieg in ihrem Gesichte auf.

„Die boteglia!“ schrie sie mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens.

Furchtsam beugte er sich zu mir herab und flüsterte mir ins Ohr: „Sag', daß du es gewesen bist.“

Und der Ärmste war so erschrocken, daß ich fühlte, wie seine langen Beine, die unter dem Tische die meinigen berührten, heftig zitterten.

Ein Sängerpaar.

Wie hätten sie sich denn auch nicht lieben sollen? Beide waren sie schön und berühmt, beide sangen in denselben Opern, beide hatten fast an jedem Abend vier bis fünf Stunden lang dieselben Leidenschaften darzustellen, sich in denselben Gefühlen zu ergehen. Man spielt nicht ungestraft mit dem Feuer. Man ruft nicht zwanzig Mal während des Monats in den schmelzendsten Tönen und mit Violinen- und Flötenbegleitung: „Ich liebe Dich!“ ohne daß schließlich die Stimme wirklich in der eigenen Bewegung, übermannt vom eigenen Gefühl, zittert. In dem gleichen künstlerischen Streben fanden sie sich, die rührenden Liebeslieder ergriffen sie, die glänzenden Kostüme bestachen sie — und so verliebten sie sich Angesichts der gemalten Welt. Die Liebe schlich sich in beider Herzen durch das geöffnete Fenster, wenn sie als Lohengrin und Elsa an demselben standen und er mit einschmeichelnden Tönen sang:

„Athmest du nicht mit mir die süßen Düfte?
O wie so hold berauschen sie den Sinn.“

Sie drang zu ihnen zwischen den weißen Säulen hindurch auf den Balkon des Hauses der Capulets, wenn sie als Romeo und Julia beim ersten Morgensonnenstrahl einander trösteten:

„Es war die Nachtigall und nicht die Lerche.“

Sie überraschte sie mit ihrem holden Zauber, wenn sie in mondbeglänzter Nacht als Faust und Margarethe traulich bei einander saßen, von Jasmin und blühenden Rosen halb verdeckt, und sie mit bittender Miene sang:

„O laß mich, laß mich schauen dein Gesicht.“

Ganz Paris kannte bald die Liebesaffaire und interessirte sich natürlich höchlichst dafür; es war eben eine Neuig-

keit mehr in der Saison. Mit verdoppeltem Interesse beobachtete man nun Spiel und Gesang der beiden Sterne, die, beide gleich groß und gleich herrlich erglänzend, den musikalischen Himmel der Großen Oper zierten. Endlich, nachdem eines Abends der Beifall ein ganz außerordentlicher, wahrhaft orkanartiger gewesen und der Vorhang sich immer und immer wieder hatte heben müssen, der die enthusiasmirte Zuschauermenge von dem mit Blumenbouquets und Kränzen bedeckten Schauplatz der Handlung trennte, kam es zwischen Romeo und seiner Julia, die im weißen, mit Camelien geschmückten Atlaskleid wieder prächtig aussah, zum Aussprechen. Die beiden Sänger waren wie von einem überirdischen Feuer ergriffen, wie von einer unwiderstehlichen Macht angespornt. Ihre Liebe, die bisher etwas Anempfundenes gehabt haben mochte, kam durch den beiderseitigen Triumph zum vollen Ausbruch; die Hände fanden sich, und während das Bravo und der Jubel aus dem Zuschauerraum noch immer herüberschallte, wurden auf der Bühne innigste Liebesschwüre gewechselt. Die beiden Sterne hatten sich auf ihrer Bahn getroffen und sich nun zu gemeinsamem Laufe vereinigt.

Während der ersten Zeit nach der Vermählung betraten sie die Bühne nicht; erst nachdem der erste Wonnerausch verflogen, sangen sie wieder, und zwar abermals in „Romeo und Julia". Von diesem Tage an trat eine seltsame Wandlung ein. Früher war von beiden der Mann der angesehenere, mehr geschätzte Theil. Er war älter, erfahrener, kannte das Publikum und seine schwachen Seiten und wußte deshalb genau, wie man es nehmen mußte; er spielte und sang sozusagen ins Parquet und in die Logen hinein. Im Vergleich mit ihm war der andere Theil nur eine hochbegabte Schülerin, der man schon jetzt huldigte in der Voraussetzung, daß sich ihre geniale Beanlagung später herrlich entwickeln würde. Ihre Stimme hatte noch so manche Schärfe und Härte, es fehlte der

letzte Schliff, die vollendete Rundung, gerade wie auch ihre Schultern noch nicht so schön und voll waren, wie man es gewünscht hätte. Nach ihrer Rückkehr zur Bühne trat sie nun in einer ihrer alten Rollen auf, und der volle, weiche, prachtvolle Ton der Stimme frappirte und entzückte schon bei den ersten Noten. Der Anschlag war sicher, wie nie zuvor; der Ton glockenhell und rein — ein Beifallssturm ging durch den Saal, so lange sie auf der Bühne war; das Erstaunen war allgemein, während des Abends war das Gesammtinteresse auf ihre Person concentrirt, und der Löwenantheil des Beifalls fiel auf sie. Für die junge Frau war es einer der schönsten Tage ihres Lebens. Sie fühlte sich glücklich, unsagbar glücklich; sie hätte jauchzen mögen vor Wonne und Seligkeit, sie athmete so erleichtert — war doch nun alles so, wie sie es sich nur je hatte träumen lassen. Ihr Gatte freilich war ziemlich karg ausgegangen, man hatte fast vergessen, auch ihn zu applaudiren, und wie jedes gar zu helle Licht tiefe Schatten hervorbringt, fühlte er sich zurückgesetzt, behandelt wie der letzte Comparse, der in den hintersten Ecken der Bühne zu stehen hat, und war in Folge dessen tief gekränkt. Daran dachte er nicht, daß einzig und allein er die Ursache des leidenschaftlichen, glühenden Spiels, des trefflichen Gesanges der Künstlerin war; daß die Innigkeit und Wärme, von der das Publikum so begeistert war, nur in seiner Liebe ihren Ursprung hatte, daß einzig und allein er selbst in ihren tiefen Augen das Feuer entfacht hatte. Schon dieser Gedanke hätte ihn stolz machen müssen, aber wie gesagt — er dachte an so etwas nicht, denn die Eitelkeit des Komödianten war zu sehr verwundet. Sofort nach Schluß der Vorstellung ließ er den Chef der Claque kommen und machte ihm die heftigsten Vorwürfe: sein Auftreten, seine Abgänge wären nicht bejubelt worden, nach der großen Scene im dritten Acte habe sich keine Hand gerührt, er werde sich einfach beim Director beklagen!

Du lieber Himmel! Er mochte sich beklagen, so viel er wollte, und die Claque mochte aus Leibeskräften arbeiten, es nützte alles nicht; das Publikum hatte nun einmal seine Gunst ausschließlich der Gattin zugewandt, und daran konnte er nichts ändern. Sie hatte zudem noch das große Glück, gerade jetzt nur in Rollen aufzutreten, die ihr „lagen", wie es in der Kunstsprache heißt, in denen sie auch schon öfters gespielt hatte, die ferner ihr Talent und ihre äußeren Vorzüge so recht zur Geltung kommen ließen. Da trat sie denn auf die Bühne mit einer Ruhe und Sicherheit, wie eine Dame von Welt einen Ballsaal betritt — des Erfolges im voraus gewiß. Und bei jedem neuen Erfolge wurde der Gatte verstimmter, verdrießlicher, nervöser — es war allerdings auch zu ärgerlich, wie schnell er aus der Mode gekommen war, und wie sich die allgemeine Huldigung auf sie vereinte. Lange versuchte er vor allen Menschen, ganz besonders vor seiner Frau, zu verbergen, wie unangenehm ihm die neue Strömung war; als sie aber eines Abends die zu ihrer Garderobe führende Treppe hinaufgingen und die Sängerin kaum alle Bouquets tragen konnte, die man ihr heute wieder geworfen, sagte sie in dem Hochgefühl des Triumphes (und man hörte ihrer Stimme die innere, frohe Bewegung an): „Heut haben wir ein reizendes Haus gehabt." Er entgegnete nur: „Findest du —" das aber so ironisch, so bitter, daß sich vor der jungen Frau die Wahrheit mit einem Schlage enthüllte.

Ihr Gatte war eifersüchtig! Aber es war nicht die Eifersucht des Liebhabers, der seine schöne Frau für sich allein zu haben wünscht, der einem andern auch nicht einen Blick aus ihren Augen gönnt — es war die häßliche, neidische, unversöhnliche Eifersucht des Künstlers. Jetzt konnte sie sich vieles erklären. Jetzt wußte sie auch, warum er, wenn sie zum Schlusse einer Arie mit Beifall überschüttet wurde und das Bravorufen und Klatschen gar

kein Ende nehmen zu wollen schien, theilnahmlos und zerstreut ins Publikum blickte, und warum sein Blick dann wieder einen so eigenen Ausdruck annahm, als wollte er den Zuhörern sagen: „Wenn ihr mit euerm Klatschen aufgehört habt, werde ich ja wohl anfangen dürfen zu singen.“

Oh, der Beifall, das Klatschen, das Jubeln, das Hervorrufen! Wie dringt das durch alle Räume des Theaters, wie hört man es auf der Bühne, hinter den Coulissen, in den Garderoben! Wenn man einmal den Genuß kennen gelernt hat, kann und mag man ihn nicht mehr missen. Große Künstler, welche die Bühnencarrière aufgegeben haben, sterben nicht an irgend einer Krankheit oder an Altersschwäche, sondern sie schwinden hin, weil sie es nicht ertragen zu leben, ohne applaudirt zu werden. Unser Sänger gerieth durch die Theilnahmlosigkeit des Publikums in einen Zustand gelinder Verzweiflung. Er ärgerte sich, er wurde zänkisch, giftig und gallig. Er versuchte hin und wieder, sich selbst Vernunft zu predigen, er wollte die ihm ungünstige Stimmung wie ein unabwendbares Schicksal tragen, er sagte zu sich selbst, bevor er auf die Scene trat: „Es ist ja schließlich doch meine Frau, und ich liebe sie!“ — Umsonst! Jedes wahre, echte Gefühl verstummt, sobald es sich um die künstlich gemachten und geschraubten Gefühle im Bühnenleben handelt. Er liebte seine Frau noch immer, aber als Sängerin haßte und verabscheute er sie. Sie bemerkte das nur zu gut und sie achtete auf sein Thun und Lassen, auf seine Stimmung und sein Gebahren, wie man einen Kranken beobachtet. Anfänglich versuchte sie selbst ihre Triumphe zu verringern, indem sie nicht mit ganzer Kraft spielte, nur mit halber Stimme sang und was ähnliche Mittel mehr waren; aber vor dem Lampenlicht waren solche Entschlüsse bald wie weggeweht und weggeblasen. Es ging ihr darin wie ihrem Mann, der auch nicht seiner besseren Einsicht zu folgen vermochte. Sie sang bald wieder mit altgewohnter Verve — ihr

Talent ließ sich nun einmal nicht in Fesseln schlagen. Dann suchte sie sich ihm ergeben und dankbar zu zeigen, indem sie ihn um entscheidenden Rath, um seine maßgebende Ansicht bat, z. B. wie sie in dieser oder jener Partie sei, wie sie diese oder jene Rolle auffassen solle u. s. w.

Er war natürlich niemals zufrieden. Im Tone des gönnerhaften Wohlwollens, der falschen und unzuverlässigen Kameradschaft, den die Schauspieler unter sich so häufig anschlagen, sagte er zu ihr an Abenden, die ihr wieder außerordentliche Triumphe eingebracht hatten: „Du mußt mehr auf dich achten, meine Kleine! Heute war's wieder gar nichts! So wirst du es nie und nimmer zu etwas Ordentlichem bringen!"

Dann suchte er sie wieder auf alle mögliche Weise am Singen zu hindern: „Nimm dich in Acht, du verschwendest deine Mittel! Du gehst über deine Kraft hinaus! Halt eine Zeit lang inne, du mußt pausiren, du mußt dir durchaus Ruhe gönnen!"

Er verschmähte sogar die nichtigsten Vorwände nicht, um sie am Auftreten zu hindern: „Singe heute nicht, du bist verschnupft! Es könnte deiner Stimme schaden!" Manchmal ging er sogar so weit, ihr ganz ungerechtfertigte Vorwürfe zu machen: „Im Finale des Duetts hast du heute wieder viel zu schnell gesungen. Du hast mir meinen Effect vollständig verdorben, du hast mir die ganze Partie geworfen!"

Der Verblendete merkte nicht einmal, daß das Umgekehrte der Fall war, daß er sie im Spiel hinderte und genirte, daß er immer zu früh einfiel und ansetzte, blos um ihr einen Applaus abzuschneiden, und daß er, um sich dem Publikum nur ja recht deutlich zu zeigen und sich ihm wieder ins Gedächtnis zurück zu rufen, immer im Vordergrund der Bühne spielte und seine Gattin in die zweite Reihe zu drängen suchte. Sie beklagte sich niemals, dazu liebte sie ihn viel zu sehr. Ihre Triumphe machten

sie auch nachsichtig, stimmten sie zu steter Milde. Aber was nützte das? An jedem Abend versuchte sie sich bescheiden zurückzuziehen, immer aber wieder wurde sie hervorgejubelt und statt im stillen Dunkel sich erholen zu können, mußte sie das ertragen, was der Ruhm und die Ehre für sie im Gefolge hatten.

Im Theater wird jeder einzelne Fall von Rollenneid sofort entdeckt und die Collegen amüsirten sich natürlich über das Ehepaar und ließen es an schlechten Witzen und Bemerkungen nicht fehlen. Man machte dem Sänger eine Unzahl Complimente über das Talent seiner Gattin. Man gab ihm die Zeitungen zu lesen, in denen der Kritiker in vier langen Spalten die phänomenalen Leistungen der Sängerin verhimmelte, während des so ziemlich ganz aus der Mode gekommenen Sängers nur in wenigen Zeilen gedacht wurde. Nachdem dieser eines Abends wieder einmal solchen Artikel gelesen, lief er fast rasend vor Wuth in die Garderobe seiner Gattin und indem er ihr das zerknitterte Zeitungsblatt vor Augen hielt, schrie er: „Ist dieser Mensch vielleicht früher ein Liebhaber von dir gewesen?“ Zu solch gemeinen Beleidigungen und Verdächtigungen ließ er sich hinreißen.

Die arme Frau! Wie sehr wurde sie vergöttert, gefeiert und beneidet! Ihr Name war auf allen möglichen Gegenständen zu lesen, auf Schleifen und Cravatten, auf den Cartons der Papierfabrikanten, der Confiseure, der Parfumeure — und welch trauriges, bemitleidenswerthes Leben führte sie. Sie wagte kaum noch eine Zeitung aufzuschlagen, aus Furcht, ihr Lob darin zu lesen; mit ihren Thränen benetzte sie die Blumen, die man ihr warf, und die sie unbeachtet in einer Ecke ihres Garderobenzimmers vertrocknen ließ, bloß um sie nicht in ihre Behausung zu nehmen und in ihnen immer das grausame Zeichen ihrer abendlichen Triumphe vor Augen zu haben.

Sie wollte sich schließlich ganz von der Bühne zurück-

ziehen, aber das litt ihr Gatte nicht. „Man wird sagen, daß ich die Veranlassung zu diesem Schritte bin."

Das unangenehme, höchst peinliche Verhältnis zwischen beiden dauerte also fort.

Am Abend einer ersten Vorstellung trat die Sängerin auf die Bühne. Jemand flüsterte ihr zu: „Sehen Sie sich wohl vor. Man hat etwas vor; es ist eine Kabale gegen Sie in Scene gesetzt."

Sie mußte über die Warnung lachen. Eine Kabale gegen sie? Du lieber Himmel, weswegen denn? Sie erfreute sich ja der allgemeinen Sympathie, sie stand ja ganz außerhalb jeder Clique und Coterie.

Das war alles richtig, und dennoch hatte der Warner Recht. Mitten in der Oper, während eines Duetts mit ihrem Gatten, als sie eben die höchsten Töne ihrer hohen Stimmlage anschlug und sie rein und klar zu Gehör brachte, als sie immer in gleicher Höhe einen Ton dem andern folgen ließ, als reihe sie Perlen zur Kette, da wurde plötzlich die tiefe, fast weihevolle Stille im Saale durch lautes Zischen unterbrochen. Alle Zuhörer geriethen außer sich vor Staunen und Entrüstung, gerade wie sie selbst; niemand wagte zu athmen in Erwartung dessen, was nun noch kommen würde. Sie selbst hatte die Passage unterbrechen müssen, denn ihrer Brust entrang sich kein Ton. Plötzlich kommt ihr eine entsetzliche Idee; ein Gedanke durchzuckt sie, der ihr im nächsten Moment selbst hirnverbrannt erscheint — aber dennoch — er stand allein mit ihr auf der Bühne, er stand ihr gegenüber — sie sah ihn scharf an, als wollte sie ihn mit ihrem Blicke durchdringen — und da entdeckte sie in seinen Augen, um seinen Mundwinkel ein höhnisches Lächeln. Die arme Frau verstand alles. Thränen stiegen in ihre Augen und, in heftiges Weinen ausbrechend, flüchtete sie sich in das Dunkel hinter den Coulissen.

Ihr eigener Gatte hatte sie auszischen lassen!

Ein Mißverständnis.

Ansicht der Frau.

Was hat er denn eigentlich nur? Was will er von mir? Ich verstehe es nicht. Ich habe doch alles, was in meinen Kräften stand, gethan, um ihn glücklich zu machen. Du lieber Himmel! Ich sage ja nicht, daß ich nicht lieber an Stelle eines Dichters einen Notar, einen Rechtsanwalt oder irgend jemand in günstiger Lebensstellung und mit regelmäßiger Beschäftigung geheirathet hätte — aber, ganz ehrlich gestanden, so wie er nun einmal war, gefiel er mir. Manchmal kam er mir ein bischen huschig und leichtsinnig vor, immer aber war er artig, zuvorkommend und liebenswürdig. Er hatte auch etwas eigenes Vermögen und ich dachte mir, daß, wenn wir erst verheirathet sein würden, ihn seine Dichtkunst nicht verhindern würde sich zur Erlangung einer Stellung umzuthun, die mit einem festen Einkommen verbunden ist.

Damals schien ich ihm auch in jeder Hinsicht zu gefallen und zu genügen. Wenn er zu uns kam, d. h. zu meiner Tante und mir, um mich auf dem Lande zu besuchen, dann fand er gar nicht genug Worte zur Bewunderung der Ordnung und des Geschmacks, mit denen unsere kleine Häuslichkeit eingerichtet war. „Das ist ja ganz reizend," sagte er immer. Dann lachte er und legte mir die Namen aus seinen Gedichten bei und aus allen Romanen, die er gelesen. Das schmeichelte mir nun, wie ich gestehen muß. Ich hätte ihn mir wohl gern etwas ernsthafter und gesetzter gewünscht, aber diese Verschiedenheit in unseren Naturen würde sich wohl leicht ausgleichen

Ein Mißverständnis.

Ansicht des Mannes.

Ich hatte alles bedacht, ich hatte alles in Erwägung gezogen. Ich wollte nun einmal keine Pariserin zur Frau nehmen, weil mir die Pariserinnen ein Grauen einflößen. Ich wollte keine reiche Frau haben, weil ich mir mit einer solchen nur eine ungezählte Menge Plackereien und Bedürfnisse ins Haus bringen würde. Ich fürchtete auch eine Gattin mit allzu viel Familienanhang — es hat das eine Kette von Liebenswürdigkeiten und Gunstbezeugungen im Gefolge, die Einen vollständig machtlos machen, die Einen erdrücken und zu Boden strecken können.

Meine Gattin war gerade so, wie ich sie mir immer gewünscht. Ich sagte mir nämlich: Sie wird dir alles verdanken müssen! Welche Freude, welche Genugthuung, dieses naive Gemüth heranzubilden, es zu allem Schönen und Edlen zu erziehen, in diese reine Seele etwas von meinem Leben, von meinem Denken und Fühlen einzuhauchen — dieser Natur Leben zu verleihen.

Denn sie erschien mir in der That wie ein schönes Bildwerk, mit ihren großen, ernsten, ruhig blickenden Augen; ihrem regelmäßigen griechischen Profil; mit ihren Zügen, über die der holde Reiz der Jugend ausgegossen zu sein schien; mit dem zarten Hauch auf dem Antlitz und mit dem herrlichen Haar. Wie hübsch war ihre Aussprache mit dem leisen Klang von Provinzialdialect — wenn ich die Augen schloß, glaubte ich mich in die Umgebung meiner Kindheit zurückversetzt; ihre Stimme erschien

(Ansicht der Frau.)

lassen, wenn wir erst in Paris sind und unser eigenes Heim besitzen — so rechnete ich.

Lieber Gott, wie habe ich mich verrechnet! Ich hatte immer von einem hübschen, freundlichen und gemüthlichen Heim geträumt, und nun mußte ich mich in einer Wohnung sehen, die mit alten, unnützen, längst aus der Mode gekommenen Möbeln vollgepfropft war. Das Holz hatte unter dem Staube gelitten, die Polster waren so alt, so ausgeblaßt und so fadenscheinig! Wohin ich auch blickte, bot sich mir derselbe Anblick. Aber eine ganz reizende Standuhr, die ich von der Tante als Geschenk erhalten hatte, ließ er auf den Boden stellen, und die prächtig eingerahmten mir von meinen Pensionsfreundinnen gestifteten Bilder bekamen keinen bessern Platz. Er meinte, sie seien abscheulich; ja, wenn er mir nur einen Grund anzugeben vermöchte, weßhalb sie es sind. Wie sah es in seinem Arbeitszimmer aus! Da hingen Gardinen, die schon ganz schwarz von Cigarrenrauch waren; da standen Statuetten, die ich mich schämte, anzusehen; da waren zerbrochene Krüge, die absolut zu nichts zu gebrauchen waren; Leuchter voll Grünspan; Vasen, in die man nichts stellen durfte; zerbrochene Tassen u. s. w.

Statt meines hübschen Pianinos aus Polyxanderholz ließ er mir einen alten häßlichen Kasten aufstellen, von dem schon längst jede Spur von Glanz und Politur gewichen war, und an dem überhaupt nur noch die Hälfte der Tasten einen Ton hervorbrachten, der noch dazu so dünn und so ängstlich klang! Ja, ja — damals sagte ich mir schon: „In solchem Künstler steckt doch eigentlich ein gut Theil von einem Narren. Er liebt den unnützen Kram und blickt mit Geringschätzung auf alles, was einem praktischen Zwecke dient.“

Wenn seine Freunde zu ihm kamen, alle die Leute, denen sein Haus offen stand — was bekam ich da zu sehen!

(Ansicht des Mannes.)

mir wie ein Echo aus einer längstvergangenen, stillen und friedlichen Zeit. Und jetzt sagen zu müssen, daß mir dieser Dialect mit der Zeit unausstehlich wurde! — Damals aber war ich, wie gesagt, in einem schönen Wahn befangen. Ich liebte, ich war glücklich und redete mir ein, immer noch glücklicher werden zu können. Voll Arbeitslust und Frische hatte ich bald nach meiner Hochzeit eine neue Dichtung zu schreiben begonnen und am Abend las ich ihr immer die Verse vor, die ich im Laufe des Tages geschrieben hatte. Ich wünschte, daß sie nach und nach sich ganz in meine Lebensweise und auch in meine Beschäftigung hineinlebte. Die ersten paar Male sagte sie: „Das ist ganz nett", und mir gefiel dieser Ausspruch als der Ausdruck einer unbeeinflußten, harmlosen Denkart. Ich hoffte immer noch, sie würde mich mit der Zeit voll und ganz verstehen lernen.

Die Unglückselige! Wie täuschte ich mich in ihr! Was habe ich alles hinunterschlucken müssen, was ertrug ich! Nachdem ich meine Verse vorgelesen, versuchte ich, ihr den Sinn derselben zu erklären. Wie sehr begehrte ich danach, in ihren schönen Augen den Schimmer des Verständnisses aufleuchten zu sehen, wie oft glaubte ich, daß er nun, einem Lichtstrahle gleich, aufzucken müsse. Ich gab ihren Gedanken die Richtung, ich ging über alles Nebensächliche hinweg und blieb bloß bei dem, was ich für besonders gelungen hielt — ich wünschte eben — ach, wie sehr — aus ihr mein wirkliches und wahrhaftes Weib zu machen, das Weib eines Schriftstellers. Aber es sollte nicht sein. Sie verstand mich nicht. Soviel ich ihr auch aus den Werken unserer großen Dichter vorlas, so oft ich ihr auch klar zu machen suchte, wie sie jetzt die mächtigsten, tiefsten Töne der Erregung, jetzt die zartesten Saiten anschlugen — es war alles vergeblich! Die Verse der herrlichsten Liebesgedichte brachten sie nicht aus ihrer gleichmäßigen,

(Ansicht der Frau.)

Leute mit langen Haaren und großen Bärten; sie waren schlecht frisirt, nachlässig gekleidet, genirten sich nicht in meiner Gegenwart zu rauchen und brachten lauter Ansichten vor, die den meinigen geradezu entgegengesetzt waren. Welche Phrasen, welche Redensarten führten diese Leute im Munde! Da war nichts Einfaches, nichts Natürliches. Selbst die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen ließen sie außer Acht; man konnte sie zwanzigmal hintereinander zum Diner einladen, ohne daß sie auch nur daran dächten, sich zu revanchiren. Selbst am Neujahrstage sandte mir Keiner seine Karte, geschweige, wie es doch einmal üblich, eine Bonbonnière. Einige von den Herren waren verheirathet und führten also auch ihre Frauen bei uns ein. Diese Damen nun mußte man sehen — es war einzig. Tagtäglich gingen sie in den auffallendsten Toiletten, wie ich sie, Gott sei Dank, niemals tragen würde. Wie geschmacklos, jeder Form und Mode Hohn sprechend, waren die Kleider angefertigt. Wie waren sie bemüht alles zu zeigen, was sie hatten — ihr Geschmeide, ihre Schleppkleider und mehr als das noch ihre Talente und Fähigkeiten. Einige von ihnen sangen, und zwar mit den Bewegungen und dem Ausdruck von Bühnensängerinnen; andere spielten auf dem Klavier gerade wie es die Professoren am Conservatorium thun; alle aber sprachen über alles Mögliche, ganz nach Mannesart. Nun frage ich jeden Menschen: Gehört sich das wohl? Haben wohlerzogene Damen nach ihrer Verheirathung überhaupt an irgend etwas anderes zu denken, als an ihre Häuslichkeit? Das suchte ich auch meinem Manne begreiflich zu machen, der ungehalten zu sein schien, weil ich die Musik so gänzlich vernachlässigte. Die Musik! Das ist ja ganz gut für ein junges Mädchen. Aber, ich sage es frei heraus, ich würde mich selbst höchst lächerlich finden, wenn ich mich an jedem Tage ans Klavier setzen wollte.

(Ansicht des Mannes.)

ruhigen, frostigen Stimmung. Ich erinnere mich, daß wir einmal gemeinschaftlich die „Octobernacht" lasen; sie unterbrach mich plötzlich, um mich, wie sie sagte, etwas äußerst Ernstes und Wichtiges zu fragen. Ich versuchte nun ihr klarzumachen, daß es auf der ganzen weiten Gotteswelt überhaupt nichts Ernsteres und Wichtigeres gäbe, als die Poesie; daß sie das All umfasse und dem Leben überhaupt erst Glanz, Licht und Werth verleihe. Oh, da spielte ein halb verächtliches, halb ungläubiges Lächeln um ihren schönen Mund. Es war gerade, als hätte ein Kind oder ein Narr so zu ihr gesprochen.

Was habe ich es mir für Mühen, für Überredungsversuche kosten lassen, um sie umzustimmen. Ich mußte mich schließlich damit begnügen, an ihre Vernunft, an ihren gesunden Menschenverstand zu appelliren — sie sind es ja immer, auf die sich kühle und phantasielose Gemüther berufen.

Die Dichtkunst war übrigens nicht das Einzige, für das sie kein Interesse und Verständnis bezeigte. Ich hatte vor unserer Verheirathung geglaubt, daß sie außerordentlich musikalisch sei. Die Musikstücke, die sie spielte und die sie mit ihrem Lehrer eingeübt hatte, trug sie mit vielem Verständnis vor. Aber kaum war sie verheirathet, als sie auch ihr Pianino schloß und auf das Spielen verzichtete. Kann man sich etwas denken, was mehr verstimmt, als wenn man sehen muß, wie eine junge Frau ganz offenbar alles das vernachlässigt, was sie als junges Mädchen scheinbar mit vielem Vergnügen geübt? Das Wort ist gesprochen, die Rolle ist zu Ende gespielt — nun kann der Komödiant ja das lästige Costüm und die Maske ablegen. Die ganze Liebenswürdigkeit, die Zuvorkommenheit, das Herauskehren der mannigfachen Talente und Fertigkeiten — es war alles nur im Hinblick auf die Verheirathung, auf die gute Versorgung gemünzt. Bei ihr

(Ansicht der Frau.)

Oh, ich weiß es ganz gut — sein großer Ärger über mich rührt davon her, daß ich ihn von dieser für ihn nur allzu gefährlichen Gesellschaft loszumachen versuchte. „Du wirst uns noch alle meine Freunde abwendig machen," rief er mir oft in vorwurfsvollem Tone zu. Allerdings, das war meine Absicht, und das leugne ich auch gar nicht. In dieser Umgebung wäre mein Mann mit der Zeit vollständig reif fürs Tollhaus geworden. Manchmal ging er, wenn sich seine Freunde endlich entfernt hatten, noch stundenlang im Zimmer auf und nieder und murmelte und sprach fortwährend halblaut vor sich hin. Dann dichtete er nämlich! War das noch nicht seltsam und beunruhigend genug? Wollten sie ihn mir ganz verrückt machen?

Was habe ich schon von seinen Launen, seinen plötzlichen Einfällen erdulden müssen! Manchmal stürmte er z. B. morgens in mein Zimmer: „Schnell, schnell — deinen Hut und Mantel! Wir reisen aufs Land!" Und dann mußte man alles stehen und liegen lassen, dann ließ man die Wirthschaft — Wirthschaft sein, dann wurde ein Wagen genommen, die Eisenbahn benutzt — dann wurde mit einem Worte das Geld mit vollen Händen hinausgeworfen. Und ich gebe mir doch so viele Mühe, haushälterisch zu leben und zu sparen. Mit fünfzehntausend Francs Rente kann man in Paris keine weiten Sprünge machen und man hat doch auch die Verpflichtung den Kindern das Vermögen zu erhalten. Anfänglich lachte er über meine Besorgnisse und versuchte, auch mich lachen zu machen — dann aber, als er einsah, daß ich ganz ernsthaft bei meiner Ansicht von der Sache verharrte, verwünschte er meine Einfachheit und meinen Sinn für Häuslichkeit. Du lieber Himmel, beging ich denn wirklich einen Fehler, wenn ich auf den Besuch der Theater und Concerte verzichtete und aller jener Soireen, bei denen er zu-

(Ansicht des Mannes.)

trat der Wechsel in der Gesinnung mit einer verblüffenden Schnelligkeit ein. Ich hatte anfänglich immer gehofft, daß sich der Geschmack und die Freude am Schönen, die ich ihr doch nun einmal nicht verleihen konnte, bei ihr in dem prächtigen, bewundernswerthen Paris ganz von selbst einstellen würden, da sich ihr daselbst auf Schritt und Tritt das Geschmackvolle und Gediegene zeigte, sich ihr fast aufdrängte. Was soll man aber mit einer Frau anfangen, die kein Buch aufschlagen, kein Gemälde ansehen kann, ohne sich dabei höchlichst zu langweilen; ja, die gar nichts hören und sehen will, die sich gegen alle Eindrücke verschließt? Ich hatte die größte Mühe, sie von einer Umwandlung meiner ganzen Lebensweise nach ihren Regeln weiser Sparsamkeit abzubringen. Sie war ökonomisch, so unendlich ökonomisch! Eine Frau nach Proudhon'schen Prinzipien — nichts mehr und nichts weniger. Ich würde ja ganz gut mit weniger auskommen, viele Künstler und Schriftsteller müssen es ja; aber mir behagte diese Rolle der erzwungenen Bescheidenheit ganz und gar nicht.

Nach und nach, so ganz allmählich und ohne daß man es eigentlich merkte, entfremdete sie alle meine Freunde unserem Hause. Vor ihr hatten nämlich wir alle zusammen uns nicht den geringsten Zwang auferlegt. Wir sprachen wie vordem über unsere künstlerischen Absichten und Pläne, wir gaben unsere närrischen Einfälle zum Besten, der eine zog die Aussprüche des andern ins Lächerliche, wir amüsirten uns — sie aber saß dabei, verstand uns nicht und zeigte überhaupt einen auffallenden Mangel an Verständnis für Ironie und Satire. Alles, was sie sah und hörte, mußte sie nun naturgemäß verwirren und verlegen machen. Gewöhnlich saß sie in einer Ecke des Salons und beobachtete ohne ein Wort zu äußern unser Treiben; da hat sie denn sicherlich auch den Plan gefaßt,

(Ansicht der Frau.)

versichtlich seine alten Bekannten wiedersehen müßte — die Nichtsthuer, die Müßiggänger, die Tagediebe.

Einmal glaubte ich wirklich, ich hätte ein Mittel gefunden, ihn ganz vernünftig zu machen. Ich hatte ihn glücklich von seinen sogenannten Freunden und Genossen befreit und suchte nun um uns einen Kreis von netten, vernünftigen, wohlhabenden und gesetzten Männern zu bilden, die ihm gute Verbindungen hätten schaffen können. Aber nein — der gnädige Herr langweilte sich. Er langweilte sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Nun gab ich kleine Gesellschaften, arrangirte einen Thee- oder Whistabend — da gab er eine Figur ab, da war er in einer Laune — das mußte man sehen!

Waren wir dann allein — dieselbe Geschichte; und dabei ließ ich es ihm doch an Aufmerksamkeit wahrhaftig nicht fehlen. Ich sagte z. B.: „Lies mir doch ein bischen von dem vor, was du gemacht hast." Und nun las er eine Menge Verse und langathmige Tiraden. Ich verstand gar nicht, was er da eigentlich sagen wollte, aber ich that doch so, als ob mich die Sache äußerst interessirte und wie wir so im Sprechen sind, mache ich auch eine ganz harmlose Bemerkung, mit der ich ihn blos ein Bischen necken wollte. Er hatte nämlich ein ganzes Jahr lang Tag und Nacht gearbeitet und schließlich nur ein kleines Bändchen Gedichte fertig gebracht, von dem die erste Auflage nur mit Mühe und Noth verkauft worden war. Ich begann also: „Na — nun siehst du wohl ein —" und wollte ihn dahin bringen, sich einem andern Gebiet der schriftstellerischen Thätigkeit zuzuwenden, auf dem er Tüchtiges leisten und auch tüchtig verdienen könnte. Da wurde er aber so zornig, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; und dann machte der Zorn einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz, so daß ich mich, als Ursache derselben, recht unglücklich fühlte. Ich fragte also meine Freundinnen,

(Ansicht des Mannes.)

sich auf jeden Fall dieser Störenfriede zu entledigen. Wenn ich persönlich meine Bekannten also auch aufs Freundlichste empfing, so war es doch immer, als wenn unangenehme Zugluft vorhanden sei, die einem auf verblümte Manier andeutet, die Thür sei bereits offen und es sei allgemach Zeit, sich zu empfehlen.

Meine Freunde waren, wie gesagt, mit der Zeit glücklich hinausgedrängt und nun sollten sie durch die meiner Gattin ersetzt werden. Ich wurde in langweilige Gesellschaften geschleppt, zu Leuten, die ohne Sinn und Verständnis für die Kunst sind, die keinen Respect vor der Poesie haben — weil sie nichts einbringt. Ja, natürlich — einige „Dichter" wurden ausgenommen; es waren die Verfasser der Tagesliteratur, die Stückefabrikanten und die Schreiber von Dutzendromanen. „Hochachtung vor Denen! Die verdienen eine Menge Geld!"

„Geld verdienen!" Das war das ein und alles dieser schauderhaft prosaischen Menschen, und meine Frau bereitete mir den Schmerz, in diese Melodie einzustimmen. Neben ihren provinzmäßigen Gewohnheiten, ihren kleinlichen und beschränkten Anschauungen war sie also auch noch vom Geizteufel besessen.

Fünfzehntausend Francs jährliche Rente! Man sollte doch meinen, daß man damit auskommen kann und nicht für den kommenden Tag zu sorgen braucht. Aber nein! Immer und immer wieder mußte ich ihre Klagelieder anhören, mußte hören, wie sie von Sparen, von Einschränken, von anderer Lebensweise und von gutdotirten Anstellungen sprach. Über derartigen Unterhaltungen verging mir naturgemäß die Lust und der Muth zur Arbeit. Dann kam sie wohl zuweilen an meinen Schreibtisch und blätterte mit unverhohlener Verachtung in meinen angefangenen Manuscripten.

(Ansicht der Frau.)

was ich nun thun sollte, und diese sagten mir: „Du siehst wohl selbst ein, meine Liebe, daß die Langeweile die Schuld an allem trägt; was ihn und dich plagt, ist die schlechte Laune eines unbeschäftigten Menschen. Wenn er etwas mehr zu thun hätte, würde er nicht so mißgestimmt sein."

Nun ließ es mir keine Ruhe mehr; ich bot alles auf, um ihm eine feste Anstellung zu verschaffen. Ich setzte Himmel und Erde in Bewegung; ich machte Gott weiß wieviel Besuche bei den Frauen von General-Secretären und Abtheilungschefs, drang bis ins Arbeitszimmer des Ministers — alles natürlich, ohne meinem Manne das Mindeste von meinem Vorhaben zu verrathen. Seine freudige Überraschung hatte ich mir als Belohnung für meine Mühen ausgedacht. Ich sagte zu mir: „Nun dieses Mal werde ich es doch zu seiner Zufriedenheit gemacht haben!" Endlich, endlich nahte der große Tag, an dem ihm in fünffach versiegelten Umschlag seine Ernennung zugesandt wurde. Halbnärrisch vor Freude legte ich den Brief auf meines Gatten Arbeitstisch, brachte doch dieses Decret alles mit sich: eine Stellung mit Gehalt, die innere Ruhe, neue Lust zur Arbeit und innere Befriedigung.

Ja, was sagte er zu mir? Er sagte: „Das werde ich dir nie verzeihen können!" In tausend Fetzen zerriß er den Brief des Ministers; dann lief er hinaus und warf die Thüre hinter sich zu.

Oh, diese Künstler! Diese armen, bedauernswerthen Geschöpfe, die das Leben doch so ganz verkehrt auffassen! Was soll man nun mit solchem Menschen anfangen? Ich wollte mit ihm sprechen, ihm gut zureden. Es nützt ja aber nichts. Man hatte mir früher ja schon so oft gesagt: „Er ist zu närrisch!" Ach Gott, wie soll ich es denn überhaupt anfangen, ihm zuzureden? Wir sprechen ja gar

(Ansicht des Mannes.)

„So — so," sagte sie dann immer; „das also ist deine Thätigkeit." Und dann rechnete sie mir auf Minute und Secunde nach, wieviel Zeit ich für die „unbedeutende Schreiberei" vergeudet hätte. Ja, allerdings — wenn ich auf sie hörte und es nach ihrem Kopfe ginge, dann würde ich mich bald genug um den schwer erkämpften Ruhm, ein wirklicher Dichter zu sein, gebracht haben; dann würde auch ich mich verflacht haben durch rasche und zahlreiche, aber auch seichte und werthlose Production.

Wenn ich nun bedenke, daß ich dieser Frau anfänglich mein ganzes Fühlen und Denken gewidmet, daß ich nur an sie im Schlafen wie im Wachen gedacht, wenn ich bedenke, daß sie mir alle Pein und alles Herzeleid nur anthut, weil ich ihr nicht genug Geld verdiene, und daß sie nun so denkt, so lange wir schon verheirathet sind, dann schäme ich mich wahrhaftig, um ihret- und meinetwillen.

Ich verdiene ihr nicht genug. Das läßt sie mich beständig fühlen. Das lese ich in ihrem vorwurfsvollen Blick, das erkenne ich an der Bewunderung der albernsten Schreibereien anderer Autoren, das habe ich endlich als die Ursache ihres letzten Streiches annehmen müssen, da sie mir hinterrücks einen Posten im Bureau des Ministeriums verschaffte.

Ich habe ihn natürlich nicht angenommen. Unbehaglich und öde ist es in mir und um mich; soweit hat sie es mit ihren ewigen Anspielungen und Überredungsversuchen gebracht. Jetzt kann sie stundenlang zu mir sprechen, ohne mir auch nur das leiseste Lächeln zu entlocken; meine Gedanken sind gar nicht mehr bei ihr und ich fürchte, sie werden auch niemals wieder zu ihr zurückkehren.

Das ist eine recht angenehme Lage! Wir sind verhei-

(Ansicht der Frau.)

nicht dieselbe Sprache; er würde mein Flehen nicht verstehen, ebensowenig wie ich ihn verstehe.

Jetzt sind wir beide glücklich auf dem Standpunkt angelangt, uns gegenseitig voreinander in Acht zu nehmen. In seinen Augen lese ich den Widerwillen, den er gegen mich empfindet — ich aber, ich liebe ihn dabei.

Das ist doch recht peinlich!

(Ansicht des Mannes.)

rathet, wir sind dazu verdammt mit einander zu leben und kehren uns doch in unserm eigenen Hause beständig den Rücken. Dabei sind wir aber zu ermattet, zu verdrossen, als daß einer einen entscheidenden Schritt gegen den andern machte. Und das soll nun während unseres ganzen Lebens so bleiben!

Es ist schauderhaft!

Das Handgreifliche.

Kanzlei
des Rechtsanwalts Petitbry.

An Frau Nina de B... bei ihrer Tante
in Moulins.

Gnädige Frau!

Auf Wunsch Ihres Fräulein Tante bin ich der fraglichen Angelegenheit näher getreten und unterwarf alle Ihre Klagen und Beschwerden der sorgfältigsten Prüfung. Aber, wenn ich auf Ehre und Gewissen gefragt werde, muß ich sagen, daß die Frucht noch nicht reif ist, oder, um mich verständlicher auszudrücken, die Sache ist noch nicht so weit gediehen, daß man den Antrag auf Trennung stellen kann. Vergessen Sie gefälligst nicht, daß unser französisches Gesetz sehr bestimmt lautet, und daß es sich auf Muthmaßungen, Ansichten u. s. w. nicht einlassen kann. Es kennt nur eines — die That, die offenbare, brutale That, und diese fehlt uns leider immer noch. Glauben Sie mir sicherlich, daß ich empört war, als ich dem Mitgetheilten entnahm, wie viel Schweres Sie in dem ersten Jahre Ihrer Ehe durchzumachen hatten. Sie haben die Freude, eine berühmte Persönlichkeit geheirathet zu haben, theuer bezahlt! Oh, ich kenne diese Männer, die, sobald sie erst bekannt sind und man ihnen den Hof macht, ihren an's Ungeheuerliche grenzenden Egoismus bloßlegen. Ach, gnädige Frau, wieviel unglückliche Frauen habe ich seit Beginn meiner Carrière gesehen, die in derselben Lage waren, in welcher Sie sich jetzt befinden. Diese Künstler, die nicht für sich, sondern nur für die Öffentlichkeit leben, bringen in ihre Häuslichkeit nichts mit, als die Blasirtheit oder den Ärger über einen Mißerfolg. Ein regelloses Leben

ohne festes Ziel, hirnverbrannte Ideen, die mit allen gesellschaftlichen Regeln in Widerspruch stehen, Hintansetzung der eigenen Familie und der Freuden, die sie gewährt, Suchen nach Anregung im Kneipendunst und Tabaksqualm, von allem Übrigen ganz zu schweigen — das sind die Faktoren, aus denen sich die entsetzlichen sogenannten Künstlernaturen zusammensetzen, und von einer solchen wünscht Sie Ihr Fräulein Tante nun zu trennen. Aber ich muß wiederholen: obgleich ich ihre innere Unruhe wohl nachfühlen und mir auch denken kann, wie sehr sie jetzt Gewissensbisse empfindet, zu einer solchen Ehe ihre Zustimmung gegeben zu haben, so sehe ich doch die Angelegenheit noch nicht bis zu dem für Sie wünschenswerthen Punkte gediehen.

Ich habe jedoch immerhin schon ein kleines Memorandum gemacht und darin die von Ihnen vorgebrachten und am meisten gravirenden Einzelheiten übersichtlich geordnet. Im Großen und Ganzen ist die Aufstellung folgende:

1. Grobheiten des Gatten gegen die Familie der Gattin. Verweigert, unsere Tante aus Moulins bei sich aufzunehmen, die uns erzogen hat und uns innigst zugethan ist. Gab ihr Beinamen, wie Tata Boboffe und Fee Caraboffe, weil der Rücken des verehrungswürdigen Fräuleins ein wenig gewölbt ist. Erlaubte sich schnöde Bemerkungen und Spottverse über den Geiz der Dame und zeichnete häufig eine Karrikatur als ihr Bild.

2. Ungeselligkeit. Verweigert, die Freunde der Gattin bei sich zu empfangen, Besuche zu machen, Karten zu senden, Einladungen zu erwidern u. s. w.

3. Verschwendungssucht. Verleiht Geld, das er doch niemals wiederbekommt, an alles mögliche Gelichter. Hat fortwährend offenes Haus; macht die Wohnung zum Absteigequartier für jedermann. Unterschreibt unaufhörlich bei Subscriptionen für Errichtung von Denkmälern, für

Aufstellung von Monumenten, für den Vertrieb von Schriften armer Collegen. Gründet eine Zeitschrift für Kunst und Literatur!!!!

4. Grobheiten gegen die Gattin. Nannte sie einmal, als er von ihr sprach, ganz laut „Gluckhenne!“

5. Unverträglichkeit und Heftigkeit. Wird manchmal maßlos wüthend. Zürnt unter ganz nichtigem Vorwande. Zerbricht Geschirr und Möbel. Macht Skandal und gebraucht dabei unangemessene Ausdrücke.

Sie sehen, meine Gnädigste, das alles giebt schon eine ganz respektable Summe von Beschwerdegründen, aber es genügt noch immer nicht. Die Hauptsache fehlt uns noch — das Handgreifliche. Wenn wir eine Handgreiflichkeit hätten, wenn er nur ein einziges Mal vor Zeugen ein Bischen handgreiflich würde, das wäre ganz ausgezeichnet. Aber da Sie nun fünfzig Meilen von Ihrem Gatten entfernt sind, dürfen wir gar nicht darauf rechnen, daß sich irgend etwas Derartiges ereignet. Ich sage „darauf rechnen,“ denn wie die Sachen nun einmal liegen, wäre eine Brutalität seitens dieses Mannes das Beste, was Sie sich überhaupt wünschen können.

Ich erwarte Ihre weiteren Aufträge, gnädige Frau, und habe die Ehre zu zeichnen

Ihr ganz ergebener
Petitbry.

P. S. Brutalität vor Zeugen, wohlverstanden!

Herrn Petitbry zu Paris.

Mein Herr!

Auf einem so niedrigen Standpunkt befinden wir uns also noch! Das sind also die Gesetze, das haben sie aus der ehemals berühmten französischen Ritterlichkeit gemacht! Wozu oft ein leises, kleines Mißverständnis genügt, zwei

Herzen zu trennen, dazu bedürfen die Gerichte erst der brutalen That. Früher finden sie keinen Grund zur Trennung! Ist das nicht unwürdig, ungerecht, barbarisch, himmelschreiend? Ich soll daran denken, daß meine arme kleine Nichte, blos um wieder ihre Freiheit zu erlangen, ihren Nacken dem Streiche darbieten soll, daß sie das Ungeheuer sogar erst noch zur Wuth reizen muß. Aber es thut nichts, wir sind fest entschlossen. Sie brauchen eine Handgreiflichkeit — Sie sollen sie haben! Morgen kehrt Nina nach Paris zurück. Wie wird die Unglückliche dort aufgenommen werden? Wie wird es ihr ergehen? Ich kann nur mit Schaudern daran denken. Ach, wie schon bei dem Gedanken meine Hand zittert! Vor meinen Augen wird es dunkel. Ach, mein Herr! Ach, Herr Rechtsanwalt!

Nina's tiefunglückliche Tante.

Kanzlei
des Rechtsanwalts und Notars
Marestang.

Herrn Henri de B..., Schriftsteller, zu Paris.

Ruhe, Ruhe, nur Ruhe! Ich verbiete dir, nach Moulins zu gehen und deine Flüchtlinge zu verfolgen. Es ist viel klüger und auch viel verläßlicher, wenn du den weiteren Verlauf an deinem Kamin in aller Gemüthsruhe abwarteſt. Summa Summarum — was hat's denn so Großes gegeben? Du hast der lächerlichen und boshaften alten Jungfer den Aufenthalt in deinem Hause verweigert und deine Frau ist nun zu ihr gereist, um sie wieder zu versöhnen. Da bleibt dir nichts übrig, als abzuwarten. Eine Frau, die noch so jung verheirathet ist, wie die deinige, ist ihrer Familie noch sehr zugethan. Du hast ihre Sinnesart gar zu schnell ändern wollen. Bedenke

doch, daß sie von dieser Tante erzogen wurde, daß sie außer ihr fast gar keine Verwandten hat. Du wirst einwenden: Sie hat vor allen Dingen ihren Gatten. Unter uns gesagt, mein lieber Junge, die Gatten sind auch nicht eben die liebenswürdigsten Menschen und besonders nicht von stets gleicher Liebenswürdigkeit. Ich kenne z. B. einen, der, trotzdem er ein herzensguter Kerl ist, manchmal sehr nervös wird und der dann sehr heftig werden kann! Ich weiß wohl, daß seine Arbeit, seine schriftstellerische Thätigkeit, zum größten Theile Schuld daran ist. Das Vöglein ist eben erschreckt worden und da flatterte es in sein altes Bauer zurück. Sei ohne Sorge, es wird nicht lange dauern. Ich müßte mich sehr irren, wenn deine Gattin, die doch eigentlich noch eine neugebackene Pariserin ist, sich nicht sehr bald in ihrer alten Umgebung langweilt. Dann wird sie sich nicht mehr über die Heftigkeit und das rechthaberische Wesen ihres Gatten beklagen. Also harre ruhig aus.

Dein alter Freund
Marestang.

Herrn Marestang, Rechtsanwalt und Notar,
zu Paris.

Zugleich mit deinem so vernünftigen und freundschaftlichen Brief bekam ich aus Moulins ein Telegramm mit der Anzeige von Nina's Rückkehr. Ach, welch' guter Prophet bist du doch! Sie kommt heute Abend hier an; denke dir — ganz allein, gerade so, wie sie fortgegangen ist. Und das geschieht ohne das mindeste Dazuthun meinerseits. Ich will ihr das Leben jetzt aber auch so angenehm machen, daß sie nie wieder Lust empfinden soll, mich zu verlassen. In den acht Tagen meines Strohwitwerthums hatte ich ja genug Zeit darüber nachzudenken, wie ich ihr meine Liebe und meine innigste Zuneigung am besten be-

weise. Wir stimmen übrigens auch nur in einem einzigen Punkte nicht überein: Ich will diese entsetzliche Tata Boboſſe nun einmal nicht bei mir sehen, diesen Blaustrumpf vom Jahre 1820, der mir seine Nichte doch nur einzig und allein in der Hoffnung gegeben hat, daß mein bischen Berühmtheit ihr nützlich sein könnte. Denke dir blos, mein lieber Marestang: seit unserer Verheirathung sucht diese boshafte alte Jungfer sich zwischen meine Frau und mich einzudrängen; in alle unsere Vergnügungen, unsere Feste, in unsere Besuche der Theater und der Ausstellungen, in Gesellschaften und beim Landaufenthalt — mit einem Worte, überall und immer mischt sie sich mit ihrem verdammten Buckel ein. Da kann es mir doch wahrhaftig niemand verargen, wenn ich ihr bei passender Gelegenheit deutlich zu verstehen gab, daß ihre Rückkehr in die gute Stadt Moulins äußerst wünschenswerth sei. Weißt du, mein Lieber, darüber darf man nicht im Unklaren sein, daß solche alte Jungfern, die das Leben nicht kennen und außerdem von Hause aus mißtrauisch sind, in jeder Ehe nur Unheil anstiften. Die unsrige hat nun den hübschen Kopf meiner Frau mit einer ungeheuren Menge falscher, veralteter und abgeschmackter Ideen angefüllt; sie zog in ihr eine an das Rococozeitalter gemahnende Sentimentalität groß. Für sie war ich ein „Dichter", d. h. ein „Dichter", wie man ihn auf alten Gemälden und Bildwerken zu sehen bekommt, den Lorbeer auf dem Haupt, die Lyra im Arm. Von solchem Mann hatte sie immer ihrer Nichte vorgeschwatzt, solches Bild hatte sie in ihr erweckt, und nun denke dir, wie sehr meine arme Nina ernüchtert sein muß. Da gestehe ich denn gern, daß ich dem armen Kind wohl zuweilen Unrecht gethan habe. Du hast ganz Recht, wenn du sagst, ich sei gewaltsam vorgestürmt und habe sie dadurch von mir gescheucht. Die einseitige Erziehung, die sie im Kloster genossen, die sentimentalen Schrullen, die ihr die Tante in den Kopf gesetzt, das hätte

ich alles bedenken und langsam an die Umwandlung gehen sollen. Ich hätte der Blume aus der Provinz Zeit geben sollen, hier heimisch zu werden. Aber es ist ja alles noch gut zu machen, wenn sie zurückkommt, und sie kommt zurück, mein lieber Freund! Heute Abend werde ich sie am Bahnhof erwarten, und dann werden wir Arm in Arm in unser Heim zurückkehren, versöhnt und glücklich!

Henri de B...

Nina de B... an ihre Tante in Moulins.

Er hat mich am Bahnhof erwartet und empfing mich lächelnd und mit ausgebreiteten Armen, gerade, als wenn ich von einer gewöhnlichen Reise heimkehrte. Du kannst dir denken, daß ich die eisigste Miene aufsetzte. Sofort nach meiner Rückkehr schloß ich mich in mein Zimmer ein und dinirte daselbst auch allein, große Müdigkeit vorschützend. Darauf drehte ich den Schlüssel zweimal um. Schließlich kam er und wünschte mir durch's Schlüsselloch eine gute Nacht; dann entfernte er sich, und zwar, zu meiner größten Überraschung, ohne einen Laut des Mißfallens oder der Verwunderung. Heute früh besuchte ich nun Herrn Petitbry, der mir ausführliche Verhaltungsmaßregeln in Bezug auf Ort, Stunde, Zeugen u. s. w. gegeben hat. Ach, meine theuere Tante, wenn du wüßtest wie sehr sich meine Angst steigert, je näher der entscheidende Moment kommt. Er kann in seinem Zorn entsetzlich sein. Selbst wenn er zuthunlich ist, wie z. B. gestern Abend, kann man in seinen Augen doch den verhaltenen Grimm lesen. Aber in der Erinnerung an dich, meine Theuere, werde ich fest und stark sein. Übrigens ist es ja, wie mir Herr Petitbry sagte, nur ein einziger Moment, der für mich unangenehm sein wird. Dann vereinigen wir uns wieder zu unserm früheren ruhigen und glücklichen Leben.

Nina de B...

Dieselbe an dieselbe.

Theuere Tante!

Ich schreibe dir von meinem Bette aus; die Erregung über den ganz unverhofften Ausgang der Sache hat mich auf's Lager geworfen. Wer konnte auch ahnen, daß Alles eine solche Wendung nehmen würde? Alle Vorbereitungen waren getroffen; ich hatte Martha und ihre Schwester gebeten, um ein Uhr zu mir zu kommen und für die große Scene den Zeitpunkt bestimmt, zu dem wir nach dem Frühstück vom Tische aufstehen, da dann die Dienstboten das Geschirr und die Bestecke in den neben seinem Arbeitszimmer befindlichen Speisesaal tragen müssen. Mit dem frühen Morgen begann ich meine Wirksamkeit. Eine Stunde lang spielte ich Tonleitern und entsetzlich langweilige Etuden für's Piano, dann die „Klosterglocken" und Rosellen's „Träumereien", Alles Sachen, die er verabscheut. Aber nichts konnte ihn von seiner Arbeit abbringen, nichts störte ihn in seiner Ruhe. Beim Frühstück — dieselbe Geduld. Das Frühstück war natürlich fast ungenießbar; ich hatte theils Überbleibsel auftragen lassen, theils gezuckerte Speisen, die er nicht leiden kann. Und wenn du nun gar meine Toilette gesehen hättest! Ich trug ein häßliches altes Kleid, das schon vor fünf Jahren unmodern gewesen, und war schaudervoll häßlich frisirt. Ich suchte auf seiner Stirn die Anzeichen des heraufziehenden Ungewitters, zwischen den Augenbrauen bildet sich nämlich eine Falte, sobald ihm das geringste Unangenehme widerfährt. Aber nichts, nichts Derartiges zeigte sich. Man hätte glauben mögen daß mein Mann während meiner Abwesenheit vertauscht worden sei. Das Einzige war, daß er zu mir in vollster Ruhe sagte: „Du hast wohl deine Frisur verändert?"

Ich antwortete kaum, denn ich wollte nichts übereilen und mich zurückhalten, bis die Zeugen anwesend wären. Es ist übrigens drollig, mir bangte doch vor der Scene, die ich mit allen Kräften herbeizuführen mich bemühte. Ich

gab also auf alle seine Fragen nur sehr trockene und kurz hingeworfene Antworten; endlich erhob er sich und ging in sein Zimmer. Ich folgte ihm zitternd. Schon hatten sich meine Freunde, wie ich deutlich gehört hatte, im kleinen Salon aufgestellt und Pierre kam und ging fortwährend, da er die Silbersachen und die Gläser forträumte. Der Moment war gekommen. Ich mußte ihn zum heftigen Zornesausbruch reizen, und nachdem ich seit dem frühen Morgen darauf hingearbeitet hatte, konnte es mir ja eigentlich auch nicht schwer fallen.

Ich trat also in sein Zimmer und mag dabei wohl sehr blaß ausgesehen haben, wußte ich doch, daß ich mich in den Käfig des Löwen begab. Einmal stieg sogar der Gedanke in mir auf: Wenn er dich nun todtschlägt! Aber so schlimme Absichten schien er nicht zu hegen; er lag auf dem Sopha und rauchte eine Cigarre.

„Störe ich dich etwa?“ fragte ich so ironisch wie möglich.

„Nein! Du siehst ja, daß ich nicht arbeite,“ entgegnete er ruhig.

Ich, sehr boshaft: „Ach — du arbeitest wohl eigentlich niemals?“

Er, immer sehr artig: „da irrst du dich doch, meine Liebe. Im Gegentheil, ich arbeite sogar sehr viel. Aber unsere Beschäftigung ist ja nun einmal eine solche, bei der man arbeiten kann, ohne, so zu sagen, das Werkzeug in der Hand zu haben.

Ich: „Und was thust du denn eigentlich in diesem Augenblick? Ah, ich weiß ja — Dein Stück in Versen. Seit zwei Jahren immer dieselbe Geschichte. Weißt du was, du kannst von Glück sagen, daß deine Frau dir ein Vermögen zugebracht hat. Nun kannst du doch so recht nach deinem Geschmack faullenzen.“

Ich glaubte, nun müsse er loswettern. Aber im Gegentheil — er ergriff ruhig und fast zärtlich mein Hände und

sagte: „Fängst du denn genau so an, wie du früher aufgehört hast? Wollen wir denn aufs neue ein Leben voll Streit und Uneinigkeit beginnen? Wenn das der Fall ist, weshalb bist du dann erst zu mir zurückgekehrt?“

Ich gestehe, daß ich mich durch den traurigen Ton, in dem er diese Worte sprach, ergriffen und bewegt fühlte; aber ich dachte an dich, arme Tante, an dein Exil, an das Unrecht, das er dir zugefügt, und das gab mir meinen ganzen Muth wieder. Ich gab mir die denkbarste Mühe, um ihn zu erbittern und zu kränken. Kaum weiß ich noch, was ich alles sagte, daß ich schon ganz verzweifelt sei, einen Schriftsteller geheirathet zu haben; daß in Moulins jedermann mein herbes Geschick beklagt; daß ich alle meine Freundinnen verheirathet gesehen hätte mit Beamten, mit ernsten, verständigen und gut situirten Männern, während ich — ja, wenn er wenigstens etwas verdiente. Aber nein, mein Herr Gemahl arbeitet ja des Ruhmes wegen! Und was ist das für ein Ruhm — du lieber Himmel! In Moulins kennt ihn kein Mensch und in Paris zischt man seine Stücke aus; seine Bücher werden von niemand gekauft u. s. w. u. s. w. Mir wirbelte der Kopf von all dem boshaften und gehässigen Zeug, das ich da vorbrachte. Er antwortete nicht, sondern sah mich nur immer, wie in stiller Wuth, an. Dieses Schweigen brachte mich natürlich nur noch mehr in Harnisch. Ich war so erregt, daß mir meine eigene Stimme befremdend klang. Ich war immer lauter geworden; die letzten Worte, ich weiß nicht mehr, welche ungerechte und dumme Bemerkung ich in sie kleidete, schrie ich so laut, daß es mir selbst in den Ohren gellte. Jetzt glaubte ich, daß Herr Petitbry die ersehnte Handgreiflichkeit verzeichnen könnte. Henri stand auf, er sah ganz bleich aus; zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen murmelte er: „Madame!“ Dann machte er zwei Schritte auf mich zu —

Da war aber auch sein Zorn wieder verflogen. Seine

Züge glätteten sich und er sah mich an mit einem so mitleidigen, so unverschämt ruhigen Blick, daß ich mich nicht mehr zurückhalten konnte. Meine Geduld war erschöpft. Ich erhob die Hand und — paff! da hatte ich ihm die schönste Ohrfeige applicirt, die ich überhaupt noch in meinem Leben gegeben. Auf das Geräusch hin öffnete sich die Thüre und meine Zeugen traten ernst und feierlich ein.

„Mein Herr, das ist eine Schmach —!"

„Ja, das kommt mir auch so vor," entgegnete der gute Junge und zeigte dabei seine roth angelaufene Backe.

Du kannst dir denken, wie verlegen ich nun wurde. Glücklicherweise hatte ich noch die Besinnung, schnell in Ohnmacht zu fallen und später einen Weinkrampf zu bekommen, und so kam ich über das Schlimmste fort. Jetzt ist Henri bei mir im Zimmer. Er wacht, wenn ich schlummere; er ist überhaupt so gut und so zärtlich besorgt um mich. Da habe ich mich also gehörig verrannt. Was soll ich nun thun? Ich fürchte, Herr Petitbry dürfte mit der Wendung, die ich der Sache gegeben, nicht ganz zufrieden sein.

Nina de B...

Zigeunerleben in einer Künstlerfamilie.

Ich glaube, daß es in ganz Paris keine Wirthschaft giebt, in welcher es so toll und so lustig hergeht, wie in der des Bildhauers Simaise. Das Vergnügen ist in diesem Hause offenbar in Permanenz erklärt. Zu welcher Tageszeit man auch dorthin kommt, immer hört man singen, lachen und die Töne eines Pianino, einer Guitarre, womöglich auch eines Tamtam. Beim Betreten des Ateliers muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht gegen ein im Walzertacte dahinschwebendes Paar anläuft, daß man nicht in eine Quadrillen-Figur hineingeräth und diese stört und wenn dies einmal nicht der Fall ist, so sieht man gewiß überall die Vorbereitungen zum Ball — überall liegen Tüllfetzen herum, auf halbfertigen Figuren liegen bunte Seidenbänder, auf Büsten und Bildwerken allerhand künstliche Blumen und auf einer noch feuchten Gruppe aus Thon breitet sich gar ein ganzer Haufen von Damenkleidern aus.

Es sind nämlich vier erwachsene Töchter von sechzehn bis vierundzwanzig Jahren in diesem Hause; sie sind sämmtlich sehr hübsch, aber auch sämmtlich äußerst nachlässig und ungenirt, und wenn diese Mädchen herumwirthschaften, daß ihr mit unzähligen Bändern geschmücktes Haar, das nur lose mit einigen Nadeln aufgesteckt ist, sich lockert und frei auf den Nacken herabwallt, so möchte man behaupten, daß es nicht vier, sondern acht, sechzehn, zweiunddreißig Fräuleins Simaise giebt; sie bleiben in fortwährendem Herumlaufen, sie sprechen laut, sie lachen noch lauter, sie haben ganz eigenartige, etwas burschikose Manieren, wie man sie eben nur bei Künstlertöchtern findet; alle ihre Bewegungen verkünden das Atelier als ihre Heimstätte, und

wie der beste Lehrling und Laufbursche verstehen sie sich darauf, einen Gläubiger abzuweisen oder einem Lieferanten gehörig den Kopf zu waschen, der es sich einfallen läßt, zu ungelegener Zeit seine Rechnung zu präsentiren.

Diese jungen Geschöpfe regieren so recht eigentlich das ganze Hauswesen. Der Vater arbeitet von Tagesanbruch an; unaufhörlich modellirt und meißelt er, denn er hat leider kein Vermögen. Zu Beginn seiner künstlerischen Thätigkeit war er äußerst ehrgeizig und bemühte sich, ganz Ausgezeichnetes zu leisten; einige Erfolge, die er auf Ausstellungen errungen, schienen ihm auch eine große Zukunft zu prophezeien. Aber nach und nach vergrößerte sich seine Familie und um diese zu ernähren, zu kleiden und alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen, mußte er schließlich fast handwerksmäßig arbeiten. Was nun Madame Simaise betrifft, so beschäftigte sich diese einfach mit Nichtsthun. Sie war zur Zeit ihrer Heirath sehr schön, und da sie in den Künstlerkreisen, in welche sie ihr Gatte eingeführt, sehr umschwärmt und gefeiert wurde, so faßte sie den edlen Entschluß, vorerst eine junge, hübsche Frau zu sein und dann eine alte hübsche Frau zu werden und weiter nichts. Wie sie selbst sagte, war sie von creolischer Abstammung — man hat mich übrigens versichert, daß ihre Eltern niemals das Weichbild von Courbevoie überschritten hätten — so lag sie denn während des ganzen Tages, von früh Morgens bis in die sinkende Nacht, in einer der Hängematten, die in allen Zimmern zwischen den Thürpfosten befestigt waren, fächelte sich, hielt ihre Siesta und sah mit tiefer Verachtung auf den ganzen materiellen Kram des irdischen Daseins herab. Sie hatte ihrem Gatten so oft für eine Hebe und Diana Modell gestanden, daß sie sich einbildete, sie könne ihr ganzes Leben so verbringen, den Halbmond an der Stirn, den Bogen in der Hand, und wenn sie diese Attribute der Göttin angelegt hatte, glaubte sie aller anderen Arbeit und Verpflichtung los und ledig

zu sein. Auf diese Weise riß natürlich die gräulichste Unordnung in der Wirthschaft ein. Nach Dingen, die man alle Augenblicke gebraucht, mußte eine Stunde lang gesucht werden.

„Hast du nicht meinen Fingerhut gesehen? Martha, Eva, Geneviève, Madeleine, — hat denn Keine meinen Fingerhut gesehen?“

Die Schubladen, in denen ein fabelhaftes Tohuwabohu herrschte von Büchern, Puder, Knöpfen, Bändern, Löffeln, Fächern, waren bis obenhin angefüllt, aber es war nichts Nützliches hineingelegt, nichts, was hineingehörte; lauter unnütze, ungebräuchliche, unvollständige, zerbrochene oder zerrissene Gegenstände. Und die Hauseinrichtung an sich! Die war nun schon einzig. Es sah aus wie bei Leuten, die oft ihre Wohnung wechseln und sich deshalb nicht erst die Mühe geben, sich ordentlich einzurichten; die an sich hübschen Räume machten den Eindruck, als sollten sie demnächst einmal bewohnbar gemacht werden. Alles war verstellt, verschoben, in Unordnung — wie wenn in der Nacht ein Ball im Hause gegeben worden wäre. Aber niemand gab sich eben die Mühe, hier etwas in Ordnung zu bringen, und wenn man gerade die nöthigen Toilettengegenstände zusammen hatte, so promenirte man wie ein strahlendes Meteor auf den Straßen, und wenn man sich dann das Ansehen eines in Luxus und Glanz Lebenden gegeben hatte, so — war ja die Ehre gerettet. Das bivouakartige Leben im Hause genirt diese Nomadensippe nicht. Die ganze Misere ließ sich erkennen, wenn man hier durch die geöffneten Thüren die leeren vier Wände eines vollständig unmöblirten Zimmers sah, dort wieder ein Zimmer erblickte, das mit allem Möglichen und Unmöglichen vollgepfropft war. Das ist das Zigeunerleben in der Familie, ein Leben der Überraschungen und der Zufälligkeiten.

In dem Augenblicke, da man sich zu Tische setzen wollte, bemerkte man, daß eigentlich so gut wie alles fehle und

nun mußte man außer dem Hause alles erst zusammensuchen. Auf diese Weise vergingen natürlich die Stunden außerordentlich schnell, wie auf Windesflügeln eilten sie dahin — und das hat ja auch einen Vorzug. Wenn man spät frühstückt, speist man nicht zu Mittag und verschiebt das Souper bis auf den Ball, den man ja fast jeden Abend besucht. Oft arrangiren die Damen auch in der eigenen Wohnung eine Soiree, da wird dann der Thee auf die seltsamste und verschiedenartigste Weise eingenommen, in Humpen, in kleinen Gläsern, in japanesischen Schalen — und fast bei jedem Stück ist etwas vom Rande abgebrochen, fast jedes hat einen Sprung, wie es ja auch bei dem Mangel an Sorgfalt und dem häufigen Wohnungswechsel nicht anders sein kann. Die Ruhe von Mutter und Töchtern inmitten der allgemeinen Angst und Noth ist wirklich geradezu bewunderungswürdig. Allerdings — du lieber Himmel! Sie haben auch an etwas ganz anderes zu denken als an die Wirthschaft. Die eine ist wie eine Schweizerin frisirt, die andere wie ein englisches Baby und Madame Simaise sieht allem von ihrer Hängematte aus zu und ist selig in der Erinnerung an ihre frühere Schönheit. Papa Simaise — nun, der ist immer entzückt und hingerissen. Wenn er nur seine Töchter um sich herum lachen und jauchzen hört, dann erträgt er gern alle Lasten und Plagen, die ihm das Leben auferlegt. An ihn sind die Worte adressirt, die man so nachlässig hinwirft: „Papa, ich gebrauche einen Hut," „Papa, ich muß durchaus ein neues Kleid haben."

Ganz besonders wird ihm im Winter zugesetzt. Man ist vielfach verpflichtet, man empfängt so viele Einladungen — da schafft denn der Vater mehr, indem er auf seinen Schlaf verzichtet und zwei Stunden früher an die Arbeit geht. Geheizt wird einzig im Atelier und hier ist dann natürlich auch die ganze Familie vereint. Die jungen Damen schneiden sich ihre Kleider selbst zu und nähen sie

auch selbst, während die Stricke der Hängematte bei ihren regelmäßigen Bewegungen quietschende Töne hören lassen und der Vater auf seiner Fußbank steht und rüstig arbeitet.

Seid ihr diesen Damen schon einmal in der Gesellschaft begegnet? Wenn sie eintreten, machen sie Aufsehen. Die beiden ältesten kennt man ja schon ziemlich lange, aber sie sind immer so nett, so zierlich, so hübsch gekleidet, daß man sie gern zu Tänzerinnen wählt. Sie haben ebensoviel Erfolg wie ihre jüngeren Schwestern, ja beinahe ebensoviel, wie vor Zeiten die Mutter. Ihre Kleidung und ihre Schmucksachen wissen sie so hübsch und mit solcher Grazie zu tragen, ihr Sichgehenlassen ist so entzückend, ihr Lachen klingt so laut und hell, gerade wie das schlecht erzogener Kinder, sie wissen auf so echt spanische Manier den Fächer zu handhaben — und trotz alledem können sie keinen Mann bekommen. Kein einziger Verehrer hat lange ausgehalten, wenn er erst die eigenthümliche Wirthschaft kennen gelernt, die Menge überflüssiger Ausgaben, das Fehlen der Teller, die Löcher in den Tapeten, die schlecht aufgehängten und zum Theil ihrer Vergoldung baren antiken Kronleuchter, die Zugluft an allen Thüren, das Klingeln der Gläubiger, das Negligé der jungen Damen — das alles jagte selbst diejenigen in die Flucht, die in der besten Absicht gekommen waren. Was läßt sich auch dagegen sagen? Alle Welt kann sich nun einmal nicht dazu verstehen, für alle Zeiten bei sich die Hängematten einer Frau anzubringen, die wie ein Vogel gern in freier Luft schwebt.

Ich fürchte, die Fräuleins Simaise werden sich überhaupt nicht verheirathen. Einmal hatte sich eine ganz brillante Gelegenheit gefunden, das war zur Zeit des Communeaufstandes. Die Familie war nach einer kleinen Stadt in der Normandie geflohen, deren Bevölkerung offenbar sehr prozeßlustig war, denn es gab dort eine Unmenge von Rechtsanwälten, Notaren und Sachwaltern. Man

war kaum angelangt, als der Vater sich auch schon nach Arbeit umsah. Sein Ruf als tüchtiger Bildhauer verhalf ihm bald zu einer solchen, indem ihm die Behörden ein Standbild, das auf einem der öffentlichen Plätze errichtet werden sollte, in Auftrag gaben. Sofort brachte die Mutter in einer Ecke des Ateliers auch ihre Hängematte an und die jungen Damen veranstalteten kleine Feste. Sie hatten damit ganz außerordentlichen Erfolg. Hier, wo die Armseligkeit der Existenz eine natürliche Folge des Exils sein konnte, ließ sich ja gegen die eigenthümliche Lebens- und Einrichtungsweise nichts einwenden. Die hübschen und eleganten Mädchen lachten ja selbst am meisten und am lautesten über ihre Misere; bei der Flucht hatte man eben nichts mitnehmen können, und aus dem rings eingeschlossenen Paris konnte man sich nichts kommen lassen — das verlieh ihnen nur noch einen Reiz mehr. Man mußte unwillkürlich an fahrende Zigeuner denken, die ihr schönes Haar auch in einer Scheune kämmen und ihren Durst am Bache löschen müssen. Die wenigen poetisch veranlagten Gemüther verglichen sie im Geiste mit jenen Verbannten von Coblenz, den Damen vom Hofe der Marie Antoinette, die so schnell geflohen waren, daß sie Puder, Reifrock und Kammerfrauen, die gerade zu andern Verrichtungen fortgesandt waren, nicht mitnehmen konnten und nun lernen mußten sich selbst zu bedienen, dabei jedoch noch immer das feine, pikante und frivole Wesen des französischen Hofes beibehaltend.

An jedem Abend füllte eine Menge Verblendeter und Thörichter das Atelier Simaise. Nach den Tönen eines gemietheten Pianino tanzte alles Polka, Walzer, Schottischen — damals tanzte man nämlich in der Normandie noch den Schottischen.

„Ich glaube, hier wird sich eine verheirathen," sagte Papa Simaise zu sich selbst; und das war sicher, war er erst die erste los geworden, so folgten die anderen schnell

nach. Unglücklicherweise wurde er aber die erste nicht los, obgleich nur sehr wenig dazu fehlte. Der enragirteste Tänzer aus dem Corps der Notare, Sachwalter und Substitute war nämlich ein verwitweter Notar, welcher der ältesten Tochter ganz besonders den Hof machte. Im Hause nannte man ihn immer den „ersten tanzenden Notar", mit Bezug auf ein Molière'sches Ballet. Wenn man sah, wie der stets gut aufgelegte und lustige Herr sich drehte und wandte, so mußte man zugeben, daß Simaise mit Recht große Hoffnungen auf ihn setzte. Aber Notare und Geschäftsleute tanzen nun einmal nicht wie alle Welt. Wenn der besagte Herr walzte, so überlegte er dabei folgendermaßen: „Diese Familie Simaise ist wirklich entzückend ... tralala ... lalala ... aber sie möchten mich gleich festhalten ... lalala ... ich werde jedenfalls nicht eher einen Entschluß fassen, als bis die Belagerung von Paris beendigt ist ... tralala ... und ich meine Erkundigungen eingezogen habe ... lalala ..." So dachte der erste tanzende Notar; als Paris wieder frei war, erkundigte er sich wirklich nach der Familie und — aus der Heirath ist nichts geworden.

Auch aus vielen anderen und späteren Anknüpfungen wurde nichts. Aber nichts vermochte bisher den Frohsinn und die Freude in der ganz eigenartigen Häuslichkeit zu stören. Im Gegentheil, je mehr Aussichten in Nichts verrinnen, desto vergnügter geht es dort zu. Im letzten Winter sind sie sogar dreimal umgezogen und einmal hat man sie ausgepfändet — aber sie haben trotzdem zwei große Maskenbälle gegeben.

Fragment eines Damenbriefes.

(Gefunden in der Rue Notre-Dame-des-Champs.)

„ . . . . . was hat es mich alles gekostet, was habe ich alles aufbieten müssen, um einen Künstler heirathen zu können! Aber die jungen Mädchen setzen sich doch nun einmal allerhand dumme Ideen in den Kopf. Ach, meine liebste Freundin, wenn ich das alles gewußt hätte! Versetze dich in meine Lage. Im Ausstellungs-Kataloge las ich die Adressen der Künstler; sie wohnten fast alle in den entlegenen ruhigen Straßen, ganz am äußersten Ende von Paris. Ich malte mir aus, wie still und friedlich es sich dort wohnen lassen müßte. Jeder ist auf sich angewiesen, denkt an nichts, als an seine Arbeit und seine Familie — und weil ich mich doch kenne und weiß, welch große Anlage zur Eifersucht ich habe, sagte ich zu mir selbst: Einen von diesen möchte ich zum Gatten haben. Er wird immer bei mir, um mich sein; den ganzen Tag über trennen wir uns nicht. Er wird an seinem Gemälde oder an seiner Bildhauerarbeit thätig sein, ich sitze neben ihm und lese — wir brauchen das Atelier gar nicht zu verlassen. Ein schöner Gedanke!

Aber wie habe ich arme Unschuld mich getäuscht. Ich hatte ja keine Ahnung davon, wie es in einem Atelier zugeht, welche eigenthümliche, ganz sonderbare Wirthschaft in einem solchen herrscht und auf was man sich daselbst gefaßt machen muß. Wenn ich früher einmal die Statuen der Göttinnen angeblickt hatte, die meistens in etwas sehr auffälliger Weise decolletirt sind, so war mir auch nicht im Traume der Gedanke aufgestiegen, daß es Frauen — daß es Mädchen — daß es überhaupt jemand geben könnte, der es fertig bekäme — ja, daß ich selbst —

Ich bitte dich, glaube meiner Versicherung: hätte ich nur die leiseste Ahnung davon gehabt, nie im Leben hätte ich einem Bildhauer meine Hand gereicht. Sicherlich nicht! Du mußt nämlich wissen, daß in meiner Familie alle gegen diese Verbindung eingenommen waren, trotzdem mein Gatte Vermögen besitzt, einen bedeutenden Ruf als Künstler hat und für uns beide ein reizendes kleines Wohnhaus hatte bauen lassen. Ich — ich war es ganz allein, die für die Verbindung eiferte. Er war ja so nett, so aufmerksam, so zuvorkommend. Ich fand wohl, daß er sich hin und wieder ein bischen zu sehr in meine Toiletten- und Coiffüren-Angelegenheiten mischte, „tragen Sie das Haar doch nicht so, sondern lieber so" — und dann geruhte der Herr Bräutigam eine Blume in meinen Locken zu befestigen, und ich muß gestehen, er that es mit mehr Geschick und Geschmack, als unsere Friseusen und Modistinnen. Ein derartiges Verständnis, eine solche Wissenschaft bei einem Mann — das ist doch etwas Auffallendes? Nicht wahr? Ich hätte doch Verdacht schöpfen müssen! Aber höre nur, was geschah.

Wir waren von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt. Während ich mich in meinem reizenden und wunderhübsch möblirten Boudoir häuslich einrichtete — du kennst ja das herrliche Zimmer und weißt, wie gemüthlich es ist — hatte mein Mann wieder seine Arbeit aufgenommen und begab sich tagtäglich in sein Atelier, das nicht in unserm Wohnhause gelegen ist. Wenn er dann des Abends heimkehrte, erzählte er mir mit Freude und Eifer von dem Werke, das er auf die nächste Kunstausstellung schicken wollte, der Vorwurf war: „Eine Römerin, dem Bade entsteigend." Besonders bemühte er sich, wie er sagte, im Marmor jenen leisen Schauer wiederzugeben, der den Körper überläuft, sobald er ganz der Luft ausgesetzt ist; ferner das feine Gewebe des Mantels, der von den Schultern herabfällt und mehr derartiges — ich besinne mich

nicht mehr auf die Einzelheiten. Unter uns gesagt: Wenn er von seiner Arbeit sprach und schwärmte, verstand ich ihn nicht ganz, aber ich entgegnete doch immer zuversichtlich und vertrauensvoll: „Das muß ja ganz reizend werden," und ich sah mich im Geiste schon auf einer Allee in den Parkanlagen promeniren, das Werk meines Gatten bewundern — wie prächtig mußte sich das weiße Marmorbild von dem grünen Hintergrund abheben — und ich hörte im Geiste schon die Spaziergänger um mich herum murmeln und flüstern: „Die Gattin des Künstlers."

Eines Tages wurde ich endlich doch auch neugierig zu sehen, wie weit wir eigentlich mit der edlen Römerin wären, und da kam mir der Gedanke, ihn in seinem Atelier, das ich noch niemals betreten hatte, zu überraschen. Es war einer der ersten Spaziergänge, die ich ohne jede Begleitung unternahm und — weiß der Himmel, ich hatte mich recht schön gemacht zu dem großen Ereignis.

Ich komme an Ort und Stelle und finde den Haupteingang zu dem parterre in einem Gartenhause gelegenen Atelier weit offen stehen. Ich hatte doch sicherlich die Berechtigung einzutreten, nun gehe ich näher und — denke dir meine Entrüstung, sehe meinen Mann in einem Maurerkittel dastehen; das Haar hängt ihm wirr auf die Stirn herab, seine Hände sind mit Lehm und Thon beschmiert, und vor sich hat er eine Frau! Meine liebe Freundin, denke dir, eine große Weibsperson steht vor ihm auf einem Trittbrett! Und wie sah sie aus? Nur halb bekleidet! — Sie stand so ruhig da, als gehörte sich es nicht anders und als wäre die ganze Sache die natürlichste in der Welt. Ihre abgelegten Kleider, die wie aus dem Straßenschmutz gezogen aussahen, ihre Stiefel mit schiefgetretenen Absätzen und ihr Hut mit zerdrückter Blume — das alles lag, wie sie es eben hingeworfen hatte, auf einem Stuhle in ihrer Nähe. Ich übersah das alles mit einem Blicke und du kannst dir denken, daß ich an diesem einen Blicke auch

vollauf zur Genüge hatte. Etienne wollte mich zurückhalten, mir etwas sagen, aber ich entsetzte mich vor seinen schmutzigen Fingern, lief fort und eilte, so schnell mich meine Füße zu tragen vermochten, zu meiner Mama, bei der ich halbtodt ankam.

Du kannst dir meinen Eintritt und den Empfang denken.

„Aber um Gottes willen, mein liebes Kind, was ist dir? Was hast du?"

Ich erzählte der Mama, was ich soeben gesehen hatte, und wie die elende Person dagestanden hätte und in welchem Aufzuge. Und dann weinte ich, weinte ich so heftig. — Meine Mutter, die natürlich auch sehr betroffen war, versuchte mich zu trösten und mir zu erklären, daß jene aller Wahrscheinlichkeit nach ein Modell sei.

„Wie? Oh das ist aber ganz abscheulich! Vor meiner Vermählung hat man mir nichts davon gesagt!"

Inzwischen war auch Etienne gekommen. Er war ganz bestürzt und außer sich und wollte mir in langer Rede auseinandersetzen, daß eine Modellsteherin ein Weib sei wie andere auch und daß die Bildhauer ohne sie nicht existiren könnten; da kam er aber bei mir schlecht an. Ich ließ mich nicht bethören und nicht überreden und erklärte ihm ein für alle Mal, daß ich keinen Ehemann haben wolle, der sich tagtäglich in einem tête-à-tête mit solchen — Frauenzimmern befände.

„Aber, lieber Sohn, das wird sich doch arrangiren lassen," meinte Mama, die sich abmühte, alles wieder ins Gleiche zu bringen. „Thun Sie doch Ihrer Frau den Gefallen. Können Sie sich nicht als Modell eine Puppe aus Holz oder Pappe construiren lassen?"

Mein Gatte biß seinen Schnurrbart, was er immer thut, wenn er sehr ärgerlich ist.

„Das ist ganz unmöglich, theure Schwiegermama."

„Aber es muß doch nun einmal sein, mein Lieber.

Sehen Sie, die Putzmacherinnen haben doch auch Köpfe aus Pappe und Wachs, denen sie die neuen Hüte aufsetzen, um zu sehen, wie sie kleiden. Und was für den Kopf möglich ist, sollte das nicht auch für —"

Es schien aber doch wohl nicht möglich zu sein. Wenigstens versuchte Etienne, uns dies mit allen Details und einer Menge technischen Ausdrücken auseinanderzusetzen. Er schien wirklich ganz unglücklich zu sein, das merkte ich, als ich endlich meine Thränen trocknete; mein Kummer hatte ihn auch ganz niedergeschlagen gemacht. Endlich, nach langer und wenig erquicklicher Debatte, kamen wir dahin überein, daß sein Modell, da es nun doch einmal unentbehrlich sei, nur dann zu ihm kommen solle, wenn ich dabei wäre. Neben seinem Atelier befand sich ein kleiner, sehr bequemer Alkoven, von dem aus ich alles übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. — Es ist abscheulich, wirst du sagen, der Eifersucht solchen Spielraum zu gewähren und sie auch so offen zur Schau zu tragen. Aber glaube mir, mein liebes Kind, man muß erst Derartiges durchgemacht haben, um darüber ein richtiges Urtheil zu haben und ein vernünftiges Wort dabei mitsprechen zu können.

Am nächsten Tage sollte das Modell wiederkommen. Ich nehme meinen ganzen Muth zusammen und begebe mich auf meinen Lauscherposten, nachdem ich meinem Manne das heilige Versprechen abgenommen, daß er, sobald er ein Glockenzeichen hört, und sollte es ein auch noch so leises sein, augenblicklich zu mir kommen würde.

Kaum habe ich meinen Platz eingenommen, so kommt auch schon das abscheuliche Modell vom vergangenen Tage, Gott weiß wie aufgedonnert und geschmacklos gekleidet, ohne jede Spur von Chic und Tournure, so daß ich mich selbst fragen mußte, wie man auf solches Geschöpf überhaupt eifersüchtig sein kann — auf ein Wesen, das unsaubere Kragen und Manschetten trägt und sich in ein

verschossenes und ausgefranztes altes grünes Shawltuch hüllt. Als ich nun aber gar sah, wie dieses unverschämte Geschöpf den Shawl abwarf und auch das Kleid ablegte, und sich ganz unverfroren mitten im Atelier entkleidete, gerade als müßte es so sein — ja, meine Liebe, da wußte ich nicht mehr, was ich sagen sollte. Der Zorn wallte in mir auf — ich drücke auf die Glocke, Etienne kommt herbei. Ich zitterte, war keines Wortes mächtig. Er machte sich erst über meinen Ärger lustig, redete mir dann gut zu und wandte sich endlich wieder zu seiner Arbeit. Jetzt war das Weib da draußen schon auf ihrem Posten; sie war nur halbbekleidet, ihr langes Haar war aufgelöst und fiel ihr in mächtigen Wellen über den Rücken — das war nicht mehr ganz die abscheuliche Person von vorhin, sie schien eine Statue zu sein, trotz ihrer ermüdeten und abgespannten Züge, ihres ordinären Gesichtes.

Das Herz schlug mir hörbar, aber ich sagte nichts. Plötzlich höre ich meinen Mann rufen: „Das linke Bein! Setzen Sie das linke Bein etwas mehr nach vorn!“ Und da das Modell ihn nicht sofort verstand, näherte er sich ihr und wollte — aber nein! Das konnte ich nicht ertragen, das ging über meine Kräfte! Ich klingelte, er hört mich nicht; ich klingele wieder und wieder, ich klingele endlich so heftig, als wollte ich Todte mit dem Geräusch erwecken. Endlich kommt er zu mir, Falten auf der Stirn, offenbar ärgerlich, mitten in der Arbeit gestört zu sein.

„Aber ich bitte dich, Armande, so sei doch vernünftig.“

Ich schwamm in Thränen; ich lehnte den Kopf an seine Schulter und schluchzte fortwährend: „Es ist zu viel! Ich kann nicht!“ Da ging er ohne mir etwas zu erwidern und sichtlich verletzt in das Atelier zurück und gab diesem Ungethüm von Weib einen Wink, so daß es sich ankleidete und fortging.

Während der nächsten Tage ging Etienne nicht in sein Atelier. Er blieb immer bei mir, ging nicht aus dem

Hause, wollte niemand sehen, empfing nicht einmal seine Freunde und war offenbar sehr mißgestimmt und übellaunig, wenn er äußerlich auch ein freundliches Wesen zur Schau trug.

Einmal wagte ich ihn ganz schüchtern zu fragen: „Weshalb arbeitest du denn nicht mehr?“ „Ohne Modell kann man nicht arbeiten,“ war die kurze Antwort. Ich hatte anfänglich nicht den Muth, in ihn zu drängen, denn ich fühlte nur zu sehr, daß ich an seiner Verstimmung schuld und daß sein Ärger ein durchaus berechtigter sei. Dennoch brachte ich ihn durch allerhand Schmeicheleien und Zärtlichkeitsbeweise endlich soweit, daß er wieder in sein Atelier ging und versuchen wollte, seine Statue nach — wie sagt man doch? — nach Gedanken, also frei aus dem Kopfe zu vollenden, dann, als dies nicht ging, mit Hilfe einer hölzernen Puppe, so wie Mama es ihm vorgeschlagen hatte. Ich selbst fand, daß es sich ganz gut arrangiren ließe, aber mein armer Mensch von Gemahl war entgegengesetzter Ansicht und erklärte alles, was er auf diese Weise arbeitete, für verfehlt. Mit jedem Tage wurde er niedergeschlagener, und wenn er abends aus dem Atelier heimkehrte, war er entmuthigt und verstört. Wenn das so fortging, mußte er krank werden; ich hatte meine liebe Noth, das kannst du mir glauben. Ich erklärte seine Arbeit zwar immer für ausgezeichnet, aber in Wirklichkeit wollte sie gar nicht fortschreiten. Ich zweifle, daß er zuletzt überhaupt noch eine Hand anlegte. Wenn ich in sein Atelier kam, fand ich ihn entweder rauchend oder lesend auf einem Divan liegend oder mit einem Ball spielen, den er gegen Wände und Decke warf und mit anerkennenswerther Geschicklichkeit wieder auffing.

Eines Nachmittags war ich wieder dort und sah mir die arme halbfertige Römerin an, die sich nun schon so lange Mühe gab dem Bade zu entsteigen und, wie es schien, niemals damit fertig werden sollte. Da durchzuckte mich

eine phantastische Idee. Die Römerin hatte so ziemlich meine Figur — vielleicht, daß ich zur Noth —

„Was gehört denn eigentlich zu dem, was man ein schönes Bein nennt?“ fragte ich plötzlich meinen Gatten.

Er erklärte es mir lang und breit und bewies mir schließlich, daß ein solches es eben sei, was ihm jetzt fehle und daß er ohne entsprechendes Modell seine Statue nie und nimmer vollenden könne. Der arme Mensch, er sagte es in so kläglichem Ton; es ging ihm offenbar sehr nahe. Weißt du, was ich nun that? Meiner Treu', ich konnte nicht anders; ich nahm das faltige Gewand, das in einer Ecke des Ateliers lag, und ging in den Alkoven. Dann — ganz leise, ganz sachte, ohne ihm ein Wort zu sagen, stellte ich mich, während er in Träume versunken seine Statue anstarrte, ihm gegenüber auf das Trittbrett und zwar genau in demselben Costüm und in derselben Haltung, wie ich es bei jener abscheulichen Modellsteherin gesehen hatte. Ach, meine Liebste, was machte er für ein Gesicht, als er den Kopf umwandte und mich sah! Wie bewegt und entzückt war er! Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Ich muß ganz roth geworden sein. Dann hatte er auch an allen Enden und Ecken des Überwurfs zu ziehen und zu ordnen — aber das ist ja ziemlich gleichgiltig. Etienne war von meinem Einfall so entzückt, daß ich mich über alles andere nicht weiter beunruhigte. Stelle dir nun noch vor, meine liebe Freundin, daß das Verständnis . . .“

Die Witwe des großen Mannes.

Als man erfuhr, daß sie sich wieder verheirathen wolle, war eigentlich niemand erstaunt. Trotz seiner großen Geistesgaben, oder vielleicht auch gerade wegen derselben hatte der bedeutende und berühmte Mann, mit dem sie fünfzehn Jahre lang vermählt gewesen, recht sehr unter dem ehelichen Joche zu seufzen gehabt. Mit ihren launischen Einfällen, mit ihren Schrullen und überspannten Ideen hatte sie ihm das Leben vergällt, das wußte ja ganz Paris.

Es war ihm beschieden, in kürzester Frist die Ruhmesbahn zu durchlaufen und die größten Triumphe zu erringen — wie es gerade jenen so oft bestimmt ist, die jung sterben; und sie hatte immer in einer Ecke seines Triumphwagens gesessen, hatte mißmuthig und freudelos dem Treiben zugesehen und scheinbar nur auf den Moment gewartet, daß eine Stockung in dem schnellen Fluge eintrete, daß ein Ungefähr den Wagen aus seinem Geleise werfe und es mit dem Triumphiren und Jubeln ein Ende habe. Wenn sie sich über seine persönlichen Eigenthümlichkeiten beklagte, so hatte sie alle gegen sich. Verwandte, Freunde, alle Welt sagten ihr: „Achte seine Eigenheiten und setze dich über seine Schwächen hinweg. Es sind die Eigenheiten eines Genies; störe ihn nicht, daß er nicht an sich selbst irre wird. Bedenke doch, daß dein Gatte nicht dir allein gehört; mehr noch, als seiner Familie, gehört er der Gesammtheit, dem Lande, der Kunst. Kann man denn wissen, ob jene Eigenschaften, die du als Fehler bezeichnest und fortwährend tadelst, es nicht grade sind, die ihn seine herrlichen Werke haben schaffen lassen?“

Sie hörte jedoch auf solche guten Ermahnungen nicht. Der Unfriede herrschte für immer in dem Hause; es gab Vorwürfe, Beleidigungen, Kränkungen, heftige Scenen in Fülle und man dachte schon ernsthaft an eine Trennung – eine Affaire, die jedenfalls den berühmten Namen auf die dritte Seite der Journale gezerrt hätte, dahin, wo die neuesten Scandalgeschichten aufgetischt werden — als plötzlich der Gatte starb.

Die Aufregungen der unglücklichen Ehe, die Unruhe, die durch die letzte kurze Krankheit des Gemahls erregt war, der ganz unerwartete Eintritt des Todes, der doch wenigstens ein bischen das Gefühl von Zuneigung wieder auffrischte, das sie in der ersten Zeit ihrer Ehe empfunden, die ersten Monate des Witwenthums — das alles beeinflußte den Gesundheitszustand der jungen Frau doch einigermaßen, und die Ärzte riethen ihr, zu ihrer Erholung und Zerstreuung ins Bad zu reisen.

Die nun einmal gebotene Zurückhaltung vom öffentlichen Leben und seinen Vergnügungen kam der jungen Witwe recht zu Statten; der Leidenszug in ihrem Gesicht machte sie sehr interessant, und so durchlebte sie mit ihren einundreißig Jahren noch eine zweite Jugend, in der sie womöglich noch verführerischer erschien, als in der ersten. Außerdem kleidete sie das Schwarz ihres Trauergewandes ihr gut und sie wußte sich ganz vortrefflich das Air einer halb beneidenswerthen und halb bedauernswürdigen Frau zu geben, die nun so ganz verlassen auf der weiten Gotteswelt steht, dafür aber auch die Ehre hat, einen berühmten Namen zu tragen. Oh, sie war so besorgt, den Ruhm des theuern Hingeschiedenen für alle Zeiten zu sichern (den vielmals verwünschten Ruhm, der sie früher so viele Thränen gekostet); jetzt hegte und pflegte sie ihn wie eine herrliche Blume, die mit ihren Wurzeln im Grabhügel des Verblichenen haftet und aus der Erde des Grabes stets neue Nahrung empfängt. Jetzt konnte man sie sehen, wie

sie, in den schwarzen Witwenschleier gehüllt, die Theater-directoren und die Verleger ihres Gatten besuchte, mit jenen über die Neueinstudirung und Aufführung der Opern des Verstorbenen, mit Diesen über den Druck der nachgelassenen Werke, der noch nicht veröffentlichten Arbeiten unterhandelte — und das alles that sie so würdig und so weihevoll, als handele es sich für sie dabei nur um die Erfüllung einer heiligen Pflicht.

Zu dieser Zeit lernte ihr nachmaliger zweiter Gatte sie kennen. Auch er war Musikus, wenn auch noch ein recht unbekannter; er hatte einige Walzer, mehrere Lieder und zwei kleine Opern componirt, die sämmtlich in sehr hübscher Ausstattung gedruckt und erschienen waren, die aber nicht viel häufiger gespielt als gekauft wurden. Er hatte ein leidlich hübsches Äußeres, stammte aus guter bürgerlicher, sonst aber ganz unbekannter Familie und besaß ein ziemliches Vermögen. Vor dem Genie empfand er unbegrenzte Ehrfurcht, staunte alle Berühmtheiten an wie Wesen aus einer andern Welt und hatte sich noch den ganzen naiven Enthusiasmus junger Künstler bewahrt. So glaubte er auch eine überirdische Erscheinung zu sehen, als man ihm die Witwe des verblichenen Meisters zeigte. Ihm war zu Muthe, als hätte er eine Vision, ja, als wäre die Muse in Person zu ihm hinabgestiegen. Natürlich hatte er auch nichts eiligeres zu thun, als sich in dieses sein Ideal zu verlieben, und da die junge Witwe nunmehr auch schon wieder Gesellschaften gab, ließ er sich in ihrem Hause einführen. In den Räumen, denen das früher hier hausende Genie seinen Stempel aufgedrückt hatte, ja in deren Luft man noch das Wehen und Athmen des Genius zu spüren glaubte, in diesen Räumen wuchs natürlich seine Neigung bis zur Leidenschaft. Da war die Büste des Meisters, dort das Pianino, an dem er zu componiren pflegte; überall auf Tischen und Etageren sah man die von ihm selbst geschriebenen Partituren seiner Werke und

ıch kleine Blätter, auf denen musikalische Einfälle, kurze otizen u. s. w. flüchtig niedergeschrieben waren. Alle ese kleinen, der Erinnerung an den großen Todten ge- idmeten Gegenstände umgaben die reizende und fesselnde Witwe, wie ein düsterer Rahmen ein farbenprächtiges Bild nschließt, um seinen Reiz nur um so mehr in das rechte cht zu setzen; natürlich war der junge Componist bald s über beide Ohren verliebt.

Nachdem er lange gezaudert und gezögert hatte, faßte r gute Mensch sich endlich ein Herz und erklärte sich. ber in welch bescheidener, fast furchtsamer Weise that er ıs! Du lieber Himmel! „Er wüßte wohl, wie wenig selbst noch gelte; er sähe ja nur zu sehr ein, welch lechten Tausch sie mache, wenn sie ihren berühmten amen gegen seinen noch unbekannten hingebe.“ Diese ıd noch tausend ähnliche Naivetäten stammelte er in iner Verwirrung. Nun muß man wissen, daß die Dame ı Grunde ihres Herzens sich sehr geschmeichelt fühlte, ıß sie diese Eroberung gemacht; in der Öffentlichkeit aber ielte sie die Komödie der Entsagung. Sie that, als hätte in dieser Welt bereits auf alles Glück verzichtet, als sie erhaben über den irdischen Nichtigkeiten, und als tte sie mit dem Leben schon abgeschlossen, ohne hoffen dürfen, jemals ihren Entschluß zu ändern. Sie, die in irklichkeit niemals so ruhig und stillvergnügt war, als t dem Tode ihres großen Gatten, verstand es, sich noch hränen des Jammers über seinen Verlust auszupressen ıd in enthusiastischer Weise von ihm zu sprechen als von nem unersetzbaren Kleinod. Das mußte natürlich die ebesglut des jungen Anbeters zur hellen Flamme ent- chen; er wurde immer stürmischer, immer dringlicher - kurz, das strenge Witwenthum endete mit einer Ver- ählung.

Aber die junge Ehefrau hörte nun durchaus nicht auf, itwe zu sein; im Gegentheil — obwohl jetzt verheirathet,

fühlte sie sich mehr als je vorher als die Witwe des großen Mannes. Sie wußte nur zu gut, daß in den Augen ihres zweiten Mannes gerade in dieser ihrer Eigenschaft ihr Hauptverdienst und Hauptreiz lag. Sie war älter als er und nun glaubte sie sich mit einer gewissen Würde umgeben zu müssen, sollte der Altersunterschied nicht etwas Verletzendes in sich tragen. Aber er fand weder hierin noch in irgend sonst einer Thatsache etwas Verletzendes. Er war vollständig überzeugt von ihrer Unfehlbarkeit und fand es deshalb auch ganz natürlich, daß sie die Erinnerung an einen solchen erhabenen Mann, wie ihr erster Gatte gewesen, unauslöschlich und unausrottbar in ihrem Herzen eingegraben. Um ihn in dieser demüthigen und mehr als bescheidenen Ansicht zu bestärken, las sie oft mit ihm zusammen die Briefe durch, die der Meister ihr damals gesandt, als er ihr noch den Hof machte. Dieses Versenken in die Vergangenheit verjüngte sie um fünfzehn Jahre, gab ihr die Frische und auch die Sicherheit einer jungen, schönen, angebeteten und in überschwänglichen Gedichten verhimmelten Frau. Daß die Sache sich später geändert hatte, das kümmerte ihren neuen Gatten wenig; er verehrte sie und betete sie an — er fröhnte durch ihren Besitz eben seiner jedenfalls ganz eigenthümlichen Eitelkeit. Wahrscheinlich war er auch stolz, jetzt in den Besitz desjenigen Wesens gekommen zu sein, an das all' diese Liebesbetheuerungen gerichtet waren und dabei gewissermaßen eine große und beneidenswerthe Erbschaft angetreten zu haben.

Es war ein sonderbares Ehepaar, und es verlohnte sich wirklich der Mühe, beide näher zu betrachten. Einmal traf ich sie im Theater. Niemand würde in ihr die Frau von ehedem erkannt haben, die so zurückhaltend, fast scheu war; die, wenn sie in Begleitung des Maestro ging, fast unbeachtet blieb durch den mächtigen Eindruck, den er selbst machte; die in seinem Schatten fast verschwand, jedenfalls

deutend von ihm verdunkelt wurde. Jetzt saß sie vorn
i der Logenbrüstung, so daß sie allen auffallen mußte,
id mit Stolz war sie erfüllt, wenn sie aller Augen auf
h gerichtet sah. Man pflegte wohl zu sagen, daß ihr
aupt umstrahlt sei von dem Ruhmesglanz ihres ersten
atten, und wo sie sich zeigte, wurde sein Name mit Ehr-
rcht genannt. Sein Nachfolger saß bescheidentlich hinter
r; er sah aus, als hätte er alle Leiden der Welt auf sich
nommen und beobachtete mit gespanntester Aufmerksam-
it alle Bewegungen seiner Gebieterin, um ihr nöthigen-
lls einen Dienst zu leisten.

In ihrer Häuslichkeit trat das merkwürdige Verhältnis
ch auffallender zu Tage. Ich erinnere mich einer Soirée,
e sie etwa ein Jahr nach ihrer Vermählung arrangirten.
er Hausherr ging zwischen seinen Gästen umher, offen-
ir stolz und wohl auch ein bischen verlegen darüber, daß
die ganze gute Gesellschaft in seinen Salons vereinigt
h. Die Gattin war abgespannt, blickte melancholisch
ein, und war an diesem Abend die Witwe des großen
annes, wie man sie sich vollkommener gar nicht vor-
llen kann. Sie hatte dabei eine so besondere Art, ihn
er die Achsel anzusehen, ihn zu rufen: „Mein armer
reund“ (so im Ton des Mitleids und des Bedauerns);
nn behandelte sie ihn wohl auch von oben herab und
gte auch zu ihm: „Du bist lange nicht so gut, wie jener
war.“ Um sich hatte sie einen Kreis von alten Freun-
n und Bekannten versammelt, die bei den Erfolgen und
riumphen des Meisters stets zugegen gewesen waren. Mit
nen unterhielt sie sich im Ton und in der Art eines
einen Mädchens. Gott, sie hatten sie ja alle schon ge-
nnt, als sie noch so jung war. Fast alle nannten sie
Anaïs“ wie sie als Kind gerufen worden war. Es ging
rade so zu wie bei einem Leichenmahl und der arme
atte näherte sich respectvollst und hörte ergebenst das
b seines Vorgängers singen. Man sprach von jenen

großartigen Premièren, jenen Abenden, die immer zum Ruhme des großen Mannes endeten; man erinnerte sich seiner Eigenheiten, seiner Art zu arbeiten, und daß, wenn ihm einmal die Inspiration fehlte, seine Gattin sich neben ihn setzen mußte. — „Sie erinnern sich doch noch, Anaïs?"

Und Anaïs seufzte und erröthete.

Dann sprach man von jener Zeit, in der die meisten seiner schönen Werke entstanden, ganz besonders der „Savonarola", jene herrliche Oper, in der das große Duett vorkommt, das bei Mondschein, bei Rosenduft und Nachtigallengesang sich abspielt. Ein Enthusiast spielte die Stelle auf dem Piano, und die Rührung wurde eine allgemeine. Bei der letzten Note der prachtvollen Pièce mußte die Dame des Hauses sich die Augen trocknen. „Es ist zu viel," sagte sie; „es ergreift mich zu sehr. Ich habe diese Stelle niemals hören können, ohne zu weinen." Die alten Freunde des Dahingeschiedenen bemühten sich nun um seine unglückliche Witwe, sie sprachen ihr Beileid aus, versicherten sie der Reihe nach ihres tiefsten Mitgefühls — alles wie bei einem Leichenbegängnisse. Sie drückten ihr auch zitternd die Hand und flüsterten: „Fassung, Anaïs! Muth und Fassung!"

Und das Komischste an der Sache war, daß der zweite Gatte neben seiner Gemahlin stand, daß er tief ergriffen und bewegt war und daß auch er sich an den Trostspendungen und Beileidsbezeugungen betheiligte.

„Welch ein Genie! Welch ein Genie war es!" sagte er und wischte sich die Augen.

Es war wirklich rührend und doch auch so unendlich komisch mit anzusehen.

Die Lügnerin.

Ich habe in meinem ganzen Leben nur eine einzige Frau geliebt, so erzählte uns eines Tages der Maler D... Ich verbrachte mit ihr fünf Jahre des Glückes, Jahre der stillen, tiefen Freude. Ich kann wohl sagen, daß ich ihr meine heutige Berühmtheit verdanke, denn wenn sie in meiner Nähe war, wurde mir die Arbeit leicht, die besten und interessantesten Ideen flogen mir nur so zu und wurden mit spielender Leichtigkeit realisirt. Als ich sie zum ersten Male sah, meinte ich, daß sie mir schon immer angehöre, daß sie seit undenklicher Zeit schon die Meine sei — ihre Schönheit, ihr Wesen und ihr Charakter entsprachen völlig dem Bilde vom Weib, das ich mir in meinen Träumen zurechtgemacht hatte. Diese Frau hat mich niemals verlassen; sie starb in meinem Hause, in meinen Armen, mit einem Liebesworte für mich auf den Lippen — und doch gerathe ich in Zorn, sobald ich nur an sie denke. Wenn ich ihr Bild vor mein geistiges Auge zu bannen versuche, wenn ich sie vor mir sehe, wie ich sie fünf Jahre lang gesehen habe im vollen Glanze unseres Liebesglücks, die schlanke, geschmeidige Gestalt mit dem bleichen Gesicht, das den Typus der orientalischen Jüdinnen trug, die Züge, die so fein und regelmäßig — wie aus Marmor gemeißelt — waren, das leise Sprechen, das halbverschleiert war, wie ihr Blick — wenn ich so das herrliche Wesen vor mich zaubere, so geschieht es nur, um ihm immer und immer wieder zuzurufen: „Ich hasse dich."

Sie hieß Clotilde. Im Hause eines Freundes, woselbst ich ihr zum ersten Male begegnete, war sie als Madame Deloche eingeführt; man sagte mir, sie sei die

Witwe eines Westindienfahrers. Sie schien thatsächlich große und weite Reisen gemacht zu haben, es kam häufig vor, daß sie in der Unterhaltung eine Erzählung mit den Worten begann: „Als ich einmal in Tampico war" — oder auch: „Eines schönen Tages, wir lagen gerade in der Rhede von Valparaiso —", aber hiervon abgesehen ließ nichts in ihrem Wesen oder in ihrer Sprache das unstäte Leben erkennen, das sie auf diese Weise doch zu führen gezwungen war; nirgends war auch nur eine Spur von jener Unordnung zu erkennen, die doch sonst solches Leben mit stetem Wechsel des Aufenthalts zur Folge hat. Sie war Pariserin und kleidete sich mit vollendetem Geschmack, wie ich auch niemals einen Burnus, ein Sarape oder ein ähnliches Kleidungsstück an ihr bemerkte, wie es sonst wohl die Frauen der Seeofficiere und der Kauffahrer, die sich lange in überseeischen Ländern aufgehalten haben, zu tragen belieben.

Sobald ich mit mir selbst darüber im Klaren war, daß ich sie liebe, war mein erster, mein einziger Gedanke, sie zu heirathen. Ein Freund gab ihr meinen Wunsch zu erkennen und sprach für mich; sie erwiderte sehr einfach, daß sie sich niemals wieder verheirathen würde. Seitdem vermied ich es, ihr zu begegnen, sie wieder zu sehen; da sie aber mein ganzes Sinnen und Trachten erfüllte, da ich den Gedanken an sie nicht loswerden und mich auch nicht der geringsten Arbeit widmen konnte, beschloß ich auf Reisen zu gehen. Ich traf also meine Vorbereitungen zur Abreise, bis — ich eines Morgens in mein Zimmer, in welchem gerade die größte Unordnung herrschte, da die Möbel von ihren Plätzen gerückt waren und die offenen Koffer herumstanden, Madame Deloche treten sah.

„Weßhalb wollen Sie fortreisen?" fragte sie mit süß einschmeichelnder Stimme. „Weil Sie mich lieben? Ich — ich liebe Sie ja auch — aber —" (und hier zitterte ihre Stimme ein wenig) „aber ich bin noch verheirathet."

Und nun erzählte sie mir ihre Geschichte. Es war der alte Roman von der Liebe und dem Verlassen. Ihr Gatte hatte getrunken und sie mißhandelt; seit drei Jahren lebten sie nun von einander getrennt. Ihre Familie, auf die sie offenbar sehr stolz war, nahm eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft von Paris ein, aber seit ihrer Verheirathung hatte dieselbe sich von ihr losgesagt. Sie war die Nichte des Großrabbiners; ihre Schwester, die Witwe eines höheren Officiers, hatte in zweiter Ehe den General-Verwalter der Wälder von Saint-Germain geheirathet. Was sie selbst betraf, so war sie zwar durch ihren Gatten ruinirt worden, aber glücklicherweise hatte sie eine vorzügliche Erziehung genossen und nun nützte sie ihr Talent aus, um sich damit ihren Lebensunterhalt zu schaffen. In vornehmen Häusern, auf der Chaussee d'Antin, im Faubourg Saint-Honoré, gab sie Klavierstunden und verdiente damit hübsches Geld.

Die Geschichte war sehr rührend, aber auch sehr lang, besonders da Clotilde nach Frauenart sich bei dem Erzählen in allerhand Wiederholungen erging und oft vom Hundertsten aufs Tausendste kam. Sie gebrauchte auch mehrere Tage, um mir die ganze Geschichte zu erzählen. Ich hatte in der Avenue de l'Imperatrice, zwischen hübschen Villen, großen Rasenflächen und lauschigen Gärten, ein kleines Häuschen für uns beide gemiethet, und da hätte ich nun Jahr auf Jahr verbringen können und nur immer ihren Erzählungen lauschen, ihr ins Antlitz schauen, ohne an eine Arbeit zu denken. Sie war es, die mich wieder an dieselbe erinnerte und mich in mein Atelier schickte; ich durfte sie nicht daran hindern ihre Unterrichtsstunden wieder aufzunehmen. Diese ernste Auffassung des Lebens, die sie damit an den Tag legte, rührte mich und that mir ungemein wohl. Ich bewunderte die stolze Seele, die nur in mir lebte, die ganz in mir aufging, und es doch nicht mit ihrer Ehre vereinbar hielt, und es für eine Erniedrigung

gehalten hätte von etwas anderem als dem zu leben, was sie sich selbst erarbeitet. Während des Tages lebte also jeder für sich und erst der Abend vereinte uns in dem kleinen Häuschen.

Wie glücklich war ich, wenn ich endlich die Thüre unseres Zimmers öffnete; wie ungeduldig konnte ich werden, wie langsam verging mir die Zeit, wenn sich zufällig ihre Heimkehr verzögert hatte; wie frohbewegt war ich, wenn ich sie schon vor mir in unserem Heim fand.

Von ihren Spaziergängen in den Straßen von Paris brachte sie mir oft ein Sträußchen oder ein paar seltene Blumen mit, so oft ich sie aber nöthigen wollte, ein Geschenk von mir anzunehmen, sagte sie, daß sie viel reicher als ich sei; wirklich schienen ihre Unterrichtsstunden sehr gut bezahlt zu werden, denn sie kleidete sich stets mit ausgesuchter Eleganz, und Schwarz, das sie mit großer Vorliebe und wohl auch aus einem Anfluge von Koketterie trug, stand ihr sehr gut. Sie wußte, wie dies ja überhaupt nur Damen vermögen, die eintönige Farbe in den verschiedensten Nuancen schimmernd zu machen — bald war es das matte Schwarz des Sammets, dann das glänzende des Seidenstoffes, dann wieder einmal der weiche Glanz, wie er auf den echten Spitzen ruht — in zahllosen Abstufungen, wie sie nur die Damen der elegantesten Gesellschaftsklasse herausfinden können, trug sie die eine Farbe.

Ihre Beschäftigung war ihr, der eigenen Versicherung nach, durchaus nicht unangenehm oder peinlich. Alle ihre Schülerinnen, meistens Töchter von Banquiers und Geschäftsleuten, verehrten sie und behandelten sie höchst respectvoll; manchmal zeigte sie mir einen Ring, ein Armband, die ihr solch eine Schülerin aus Freundschaft oder aus Erkenntlichkeit geschenkt hatten. Mit Ausnahme jener Stunden, zu denen wir beschäftigt waren, ließen wir uns nie allein, nirgends gingen wir hin. Nur an jedem Sonntag fuhr sie nach Saint-Germain, um ihre Schwester, die

Gattin des General-Verwalters, zu besuchen, mit der sie sich seit einiger Zeit wieder ausgesöhnt hatte. Ich begleitete sie stets zum Bahnhof; des Abends kam sie dann regelmäßig zurück, und häufig, besonders an Sommertagen, wenn die Abende recht lang sind, gaben wir uns ein Rendezvous auf irgend einer Zwischenstation, die in der Nähe eines Sees oder eines Wäldchens lag. Dann erzählte sie mir von ihrem Besuche, wie hübsch die Kinder wären und wie glücklich die ganze Familie in ihrer Häuslichkeit sei. Das schien ihr, die doch eine wirkliche Familie nicht besaß, wehe zu thun, und ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, um sie ihre eigenthümliche und in vieler Hinsicht doch peinliche Lage vergessen zu machen. Für ein so zart besaitetes Gemüth, für solche fein gestimmte Seele war die ganze Situation an sich doch schon drückend genug.

Welche glückselige Zeit der Arbeit und des Vertrauens war das! Ich hatte nicht den geringsten Verdacht; alles, was sie sagte, machten Eindruck des Wahren, des Offenen, des Natürlichen. Nur eines hatte ich ihr zum Vorwurf zu machen. Wenn sie zuweilen von den Häusern, in die sie kam, und von den Familien ihrer Zöglinge sprach, hatte sie immer eine überraschende Menge von merkwürdigen Einzelheiten zu erzählen, von kleinen Intriguen und Abenteuern, die sie offenbar nur — und zwar aller Wahrscheinlichkeit widersprechend — erfunden hatte. Das Leben um sie her schien ihr eben ein Roman zu sein und alles, was sie umgab und was sie sah, verflocht sie in ihre dramatischen Combinationen. Dieses Leben in und mit einer phantastischen Welt störte mein Glück. Ich, der ich mich von allem zurückgezogen, von der ganzen Welt getrennt hatte, um ausschließlich mit ihr zu leben, fand sie stets über solche gleichgiltigen und oft albernen Dinge nachdenkend. Aber wenn ich mir die Sache recht überlegte, mußte ich ihr diese Schwäche doch verzeihen — war es doch

die einer jungen und unglücklichen Frau, deren Leben bisher wirklich einem höchst ernsthaften Roman glich, dem der versöhnende Abschluß fehlte.

Ein einziges Mal nur schöpfte ich wirklich Verdacht, oder stand doch nahe daran es zu thun. Das Gefühl eines solchen regte sich wenigstens stark in mir. Sie war nämlich eines Sonntags Abends nicht zurückgekehrt. Ich war in Verzweiflung. Was sollte ich thun? Sollte ich nach Saint-Germain fahren? Aber dann hätte ich sie ja compromittirt. Nach der unter größten Sorgen verbrachten Nacht war ich doch entschlossen, hinzufahren — als sie kam; sie war sehr bleich, sehr unruhig und erregt. Ihre Schwester war krank und sie hatte bei ihr bleiben müssen, um sie zu pflegen. Ich glaubte alles, was sie sagte, ohne auch nur zu stutzen über den Schwall von Worten, den sie auf jede meiner einfachsten Fragen zur Verfügung hatte; es fiel mir auch nicht auf, daß sie von der Hauptsache immer abkam und sich bei höchst gleichgiltigen Nebendingen lange aufhielt, daß sie immer von der Stunde ihrer Ankunft sprach, von dem sehr unhöflichen Bahnschaffner, von der Verspätung des Zuges u. s. w. In derselben Woche fuhr sie noch zwei oder dreimal nach Saint-Germain und blieb auch während der Nacht dort; dann, als die Krankheit endlich gehoben war, begann wieder das frühere ruhige und gleichmäßige Leben.

Unglücklicherweise wurde sie bald darauf selbst krank. Eines Tages kam sie zitternd, bleich und fiebernd von ihren Unterrichtsstunden nach Haus. Ihre Krankheit stellte sich als eine Erkältung heraus, die in ihren Folgen schwer und — wie mir der Arzt sagte — unheilbar sein würde. Vor grimmigem Schmerz über diese Mittheilung glaubte ich den Verstand zu verlieren. Nur an eins dachte ich noch; ihre letzten Stunden ihr so süß, so angenehm wie irgend möglich zu gestalten. Ihre Familie, die sie so sehr liebte, an deren Glanz sie sich so innig freute, wollte ich am Bette

der Sterbenden versammeln. Ohne ihr ein Wort zu sagen schrieb ich an ihre Schwester nach Saint-Germain und ging selbst zu ihrem Onkel, dem Großrabbiner. Ich weiß nicht mehr, zu welcher unpassenden Tageszeit ich zu ihm kam — große Ereignisse regen unser Leben so mächtig auf, streifen so ganz das Alltägliche ab, daß man Angesichts derselben auf Kleinigkeiten keine Rücksicht nimmt.

Ich traf den würdigen Rabbiner beim Diner. Er war über meine Dringlichkeit höchst bestürzt und empfing mich im Vorzimmer.

„Mein Herr" begann ich, „es giebt Momente, in denen alle Fragen, alle kleinlichen Zwistigkeiten zum Schweigen gebracht werden müssen."

Er wandte sein Ehrfurcht gebietendes Antlitz mir ganz zu — offenbar war er höchst überrascht.

Ich begann von neuem: „Ihre Nichte liegt im Sterben!"

„Meine Nichte? Ich habe ja gar keine Nichte. Sie müssen sich in der Person irren!"

„Oh! Ich bitte, ich beschwöre Sie, mein Herr! Vergessen Sie alle Familienzwistigkeiten. Ich spreche von Madame Deloche, der Gattin des Kapitäns."

„Aber ich kenne auch keine Madame Deloche. Sie sind falsch berichtet, mein lieber Herr, ich versichere Sie!"

Und langsam begleitete er mich zur Thüre; er muß mich für jemand gehalten haben, der sich mit ihm einen Scherz machen wollte, oder gar für einen Verrückten. Und ich mag in der That einen eigenthümlichen Eindruck gemacht haben. Ich war ganz perplex; was ich gehört hatte, war mir so plötzlich, so ganz unerwartet gekommen. Sollte sie mich belogen haben? Aber weshalb? — Plötzlich kam mir eine Idee. Ich entsann mich der Adresse einer Schülerin von ihr, von der sie mir sehr oft erzählt hatte. Es war die Tochter eines sehr bekannten Banquiers.

Ich frage einen Bediensteten: „Madame Deloche?"

„Ist nicht hier."

„Ja, ganz recht. Ich weiß es wohl — es ist die Dame, die dem Fräulein Klavierstunden giebt."

„In unserm Hause ist kein Fräulein und wird auch nicht Klavier gespielt. Was wünschen Sie denn eigentlich?"

Und lachend schlug er mir die Thüre vor der Nase zu.

Ich setzte meine Nachforschungen nicht weiter fort, war ich doch sicher, überall dieselbe Antwort zu hören, überall um eine Enttäuschung reicher zu werden. Als ich nach unserem kleinen Häuschen zurückkehrte, brachte man mir einen Brief mit dem Poststempel Saint-Germain. Ich öffnete ihn und wußte doch schon vorher, was er enthalten würde: Der General-Verwalter schrieb mir, daß er keine Madame Deloche kenne, und daß er selbst weder Weib noch Kind habe.

Das war der letzte Schlag!

Fünf Jahre lang war jedes ihrer Worte eine Lüge gewesen. Tausend Gedanken, von der Eifersucht eingegeben, stürmten im Fluge auf mich ein; einem Rasenden gleich, ohne zu wissen, was ich thue, eile ich in das Zimmer, in welchem die Sterbende lag. Alle Fragen, die mir das Hirn durchwühlten, schleudere ich ihr entgegen. „Was hast du an jedem Sonntag in Saint-Germain zu thun gehabt? Was hast du während des Tages getrieben? Wo bist du damals gewesen, als du nicht nach Hause kamst? Nun, so antworte doch?"

Und ich beugte mich über sie und suchte auf dem Grunde ihrer noch immer so stolzen und schönen Augen die Antwort zu lesen, die ich so angstvoll erwartete. Sie aber blieb stumm, unbeweglich.

Zitternd vor Zorn begann ich von neuem: „Du hast gar keinen Unterricht gegeben! Ich bin überall gewesen — niemand kennt dich! Woher hast Du das Geld, die Spitzen, die Juwelen?"

Sie warf mir einen Blick zu, so traurig, so unsäglich traurig — das war aber auch alles. Ich hätte an mir

halten, sie schonen, sie in Ruhe sterben lassen sollen, aber ich hatte sie zu sehr geliebt. Die Eifersucht war stärker in mir als das Mitleid.

Ich fuhr fort: „Fünf Jahre lang hast du mich getäuscht! Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde hast du mich belogen! Mein ganzes Leben kanntest du, es lag offen vor dir, und von dem deinigen weiß ich nichts. Nichts, nicht einmal deinen Namen kenne ich! Denn der Name, den du trägst, ist doch nicht dein wirklicher, nicht wahr? Oh, Lügnerin! Lügnerin! Ich muß sehen, daß sie stirbt und weiß nicht einmal, wie sie heißt! So sprich doch endlich! Wer bist du? Woher kamst du? Was wolltest du mit mir? Warum hast du dich in mein Leben gedrängt? So sprich doch! Sage nur irgend etwas!"

Vergebliche Mühe! Anstatt mir zu antworten, drehte sie ruhig ihr Haupt um, das Gesicht zur Wand zu, als fürchtete sie, ihr letzter Blick könnte mir ihr Geheimnis verrathen. —

Und so ist sie gestorben, die Unglückselige! Gestorben ohne gekannt zu sein, eine Lügnerin bis an's Ende.

Gräfin Irma.

„Charles d'Athis, Schriftsteller, hat das Vergnügen Ihnen die Geburt eines Sohnes, der den Namen Robert tragen soll, anzuzeigen.

Das Kind befindet sich wohl."

Es sind jetzt etwa zehn Jahre her, daß das gesammte schriftstellerische und künstlerische Paris diese auf feinem satinirten Papier gedruckte, mit dem Wappen der Grafen von Athis-Mons geschmückte Anzeige erhielt. Charles d'Athis war der letzte Sprosse des Geschlechtes und hatte sich, so jung er auch war, doch schon einen Namen als Dichter errungen.

„— Das Kind befindet sich wohl."

Und die Mutter? Ach, natürlich — von ihr verlautete in der Anzeige nichts. Alle Welt kannte ja die Geschichte. Sie war die Tochter eines alten Wildschützen aus dem Departement Seine-et-Oise, war als Modell bekannt unter dem Namen Irma Sallé, und ihr Bild hatte man auf allen Ausstellungen sehen können, wie sie selbst in allen Maler-Ateliers heimisch war. Ihr Gesicht war von ganz eigenartiger Schönheit, es bot die Vermischung des Gewöhnlichen mit dem Lieblichen — eine Hühnermagd mit griechischen Zügen; die niedrige Stirn, die etwas aufgeworfenen Lippen nahmen sich ganz seltsam aus zu dem wunderhübsch geformten Gesicht, dessen etwas dunkler Teint dem blonden Haare einen Reflex gab, daß es wie goldgelbe Seide aussah. Vollendet wurde das anmuthige Bild durch herrliche grünlich schimmernde Augen, die von dichten dunkeln Augenbrauen überwölbt wurden.

d'Athis war in einer schönen Nacht mit ihr auf dem Opernball gewesen, hatte mit ihr soupirt und — dieses

Souper zwei Jahre lang fortgesetzt. Aber obgleich Irma vollständig im Hause des Dichters lebte, obgleich sie an allem, was er that und dachte, innigsten Antheil nahm, kann man aus der Fassung jenes Billets doch zur Genüge erkennen, welche Stellung sie in seinem Hause einnahm. Thatsächlich war in dieser „provisorischen Wirthschaft" die Frau nichts anderes als die Verwalterin, die das Hauswesen des aristokratischen Dichters mit einer Sorgfalt versah, welche gleichviel vom Landmädchen wie vom Stadtfräulein an sich hatte. Jedenfalls verrieth Irma auf Schritt und Tritt das Bestreben, sich unentbehrlich zu machen. Zu ungebildet und zu schlicht, um das große Talent d'Athis' ganz zu verstehen, dessen Gedichte so gedankentief und so formvollendet waren, daß sie ihn zu einem französischen Tennyson machten, hatte sie es doch fertig bekommen, sich ganz in seine Ideen und Anschauungen einzuleben; außerdem war bei ihr, die doch aus ganz niederen Verhältnissen stammte, immer jener Respect rege geblieben, den der Bauer vor seinem Gutsherrn, der Bedienstete vor seinem Gebieter empfindet. Die Geburt des Kindes hatte an ihrer vollständig machtlosen Stellung im Hause nichts geändert.

Sobald die verwitwete Gräfin d'Athis-Mons, die Mutter des Dichters, eine sehr feine und vornehme Dame, gehört hatte, daß ihr ein Enkelkind geboren sei, ein kleiner niedlicher Vicomte, der von seinem Vater nach allen Vorschriften des Gesetzes als rechtmäßig anerkannt worden, empfand sie die lebhafteste Sehnsucht, den Kleinen zu sehen und zu küssen. Es war ja für die ehemalige Vorleserin der Königin Maria Amalia peinlich und bitter genug, zu denken, daß der Erbe des berühmten Namens von einer solchen Mutter abstammte; wenn sie sich aber an die Fassung der Geburtsanzeige erinnerte, dann redete sich die alte Dame ein, zu vergessen, daß jenes Geschöpf überhaupt existire. Wenn sie kam, um den Säug-

ling zu sehen, so wählte sie immer höchst vorsichtig solche Tage aus, an denen sie sicher war, niemand sonst im Hause zu treffen, und dann bewunderte und küßte sie den Kleinen, und machte ihn zu ihrem Herzblättchen, ihrem Ideal und zu Großmütterchens Liebling — und wie dies ja immer der Fall ist, sagte auch sie, daß sie nur deshalb noch ein paar Jahre zu leben wünsche, um den Kleinen heranwachsen zu sehen.

Als nun mit der Zeit der kleine Vicomte größer wurde und dieselben Räume, wie sein Vater und seine Mutter bewohnte, traf man, damit die alte Gräfin nicht auf die ihr lieb gewordenen Besuche zu verzichten brauchte, ein neues Abkommen: sobald nämlich die Großmama klingelte, zog sich Irma still und ohne Aufsehen aus dem Wohnzimmer zurück; man führte das Kind wohl auch zum Besuch zu seiner Ahne. Auf diese Weise von beiden Müttern verhätschelt und verzärtelt, liebte es sie beide und wunderte sich nur manchmal darüber, wenn es ihm vorkam, als machte jede der Frauen Anspruch darauf, allein das Recht der Zärtlichkeitsbeweise zu haben. d'Athis war inzwischen von seinen Arbeiten außerordentlich in Anspruch genommen. Sein Dichterruhm wurde immer größer, er selbst war ganz unbesorgt, begnügte sich damit, seinen kleinen Robert anzubeten und zu vergöttern, und aller Welt zu erzählen, wie auch sich selbst steif und fest einzureden, daß der Kleine ihm, ihm allein gehöre und an sonst niemand hänge. Die Illusion sollte nicht allzu lange dauern.

„Ich wünschte wohl, dich endlich verheirathet zu sehen," sagte eines schönen Tages seine Mutter zu ihm.

„Ja — aber das Kind?"

„Da kannst du ganz unbesorgt sein. Ich kenne ein junges Mädchen, das zwar arm, aber aus sehr vornehmer Familie ist und dich verehrt. Ich habe es so einzurichten gewußt, daß sie mit Robert Bekanntschaft machte, und

jetzt sind sie schon die besten Freunde. Während des ersten Jahres eurer Ehe werde ich übrigens den lieben Kleinen zu mir nehmen, und wie es weiter einzurichten ist, werden wir dann ja schon sehen."

„Und — dieses — dieses Mädchen?" stotterte der Dichter verlegen hervor. Es war nämlich das erste Mal, daß er zu seiner Mutter von Irma sprach.

„Bah!" meinte die verwitwete Gräfin lächelnd und die Achseln zuckend; wir werden ihr eine hübsche Mitgift aussetzen, und ich bin überzeugt, daß auch sie sehr bald einen findet, der sie heirathet. Der Kleinbürger von Paris nimmt es nicht so genau."

Am selben Abend noch sprach d'Athis, der niemals der Narr seiner Geliebten gewesen, von den geplanten Arrangements und fand sie, wie immer, unterwürfig und mit allem einverstanden. Als er aber am nächsten Tage von einem Besuche heimkehrte, war die Mutter mit ihrem Kinde verschwunden. Nachdem man beide lange vergeblich gesucht hatte, fand man sie endlich bei Irma's Vater in einer am Rambouillet'schen Walde gelegenen häßlichen, alten, kleinen und baufälligen Hütte; und als der Dichter dieselbe betrat, da fand er seinen Sohn, seinen kleinen ganz in Sammet und Spitzen gekleideten Grafen, auf den Knien des alten Wildschützen, da sah er ihn mit dessen Pfeife spielen, hinter den Hühnern herlaufen und so munter und vergnügt sich herumjagen, daß seine blonden Locken in der Luft flogen.

d'Athis war natürlich über das Bild, das sich ihm darbot, höchst erstaunt, nahm aber die Sache von der komischen Seite und machte schließlich Anstalten, die beiden Flüchtlinge wieder mit nach seinem Hause zu nehmen. Damit war aber Irma durchaus nicht einverstanden. Man vertrieb sie aus ihrem bisherigen Heim — gut, sie ging, ihr Kind nahm sie aber mit. Das war doch ganz selbstverständlich. Da fruchtete kein Bitten, kein Zureden, sie

willigte nicht eher in die Rückkehr, als bis ihr der Dichter feierlichst versprochen hatte, sich nicht zu verheirathen. Und auch dann hatte sie noch einzelne Bedingungen zu stellen. Man hatte zu lange vergessen gehabt, daß sie Roberts Mutter sei. Das stete Verbergen, das Verschwinden, sobald die Gräfin d'Athis das Haus betrat, paßte ihr nicht mehr; der ganze Zustand war ihr unerträglich geworden. Das Kind war auch schon zu groß, als daß sie sich vor ihm derartigen Erniedrigungen aussetzen mochte. Und so wurde denn beschlossen, daß, wenn die alte Gräfin mit der Geliebten ihres Sohnes nicht zusammentreffen und verkehren wollte, sie fernerhin nicht mehr in sein Haus kommen, der Kleine dafür aber jeden Tag zu ihr gebracht werden sollte.

Für die alte Großmutter begann nun eine wahre Leidenszeit. An jedem Tage fand sich ein Vorwand, um den Besuch Roberts bei seiner Ahne zu vereiteln. Einmal war er gefallen; dann war es zu kalt; dann regnete es wieder einmal. Später mußte er sich im Freien Bewegung machen, mußte reiten und turnen. Sie bekam ihren Enkel gar nicht mehr zu sehen, die arme Alte. Anfänglich wollte sie sich bei ihrem Sohne beklagen; aber die Frauen sind nun einmal Meisterinnen im kleinen Kriege, ihre Listen sind unergründlich und unerfindlich, wie die verborgenen Nähte und Nadeln, mit denen sie die Volants und die Spitzen an ihren Kleidern befestigen. Der Dichter mochte sich anstrengen, so sehr er wollte, er konnte bei Irma keine böse Absicht entdecken und die tieftraurige Großmutter verbrachte ihre Zeit nun damit, von Tag zu Tag auf den Besuch ihres Lieblings zu warten. Hin und wieder gelang es ihr nach langem Warten und Harren, ihn auf der Straße zu sehen, wenn er in Begleitung eines Dienstboten spazierte; dann gab sie ihm schnell ein paar Küsse und überhäufte ihn mit Schmeichelnamen; der mütterlichen Zärtlichkeit genügten aber solche

Momente der Freude nicht, und sie konnten ihr auch nicht genügen.

Um diese Zeit fand Irma Sallé, immer als Beschützerin und Pflegerin des Kindes, den Weg zum Herzen seines Vaters. Jetzt war sie das Oberhaupt im Hause, empfing die Freunde, gab Feste, mit einem Worte: repräsentirte, wie sonst nur die wirkliche Frau vom Hause zu repräsentiren pflegt. Bei alledem vergaß sie nicht, von Zeit zu Zeit den kleinen Vicomte — natürlich immer in Gegenwart seines Vaters — zu fragen: „Erinnerst du dich noch der Hühner bei Großpapa Sallé? Willst du nicht wieder einmal hingehen um sie dir wieder anzusehen?“ Und durch derartige leichte Hinweise auf die Möglichkeit eines abermaligen Entfernens befestigte sie ihre Stellung im Hause immer mehr, wie sie es denn auch nicht an Winken fehlen ließ, die ihrer Hoffnung Ausdruck gaben, den Grafen zu heirathen.

Fünf Jahre vergingen noch, bevor sie Frau Gräfin wurde — aber endlich wurde sie es doch! Sie hatte es durchgesetzt! Eines Tages kam der Dichter zagend zu seiner Mutter um ihr mitzutheilen, daß er fest entschlossen sei, seine Geliebte zu heirathen und wider alles Erwarten nahm die alte Dame die Nachricht ganz freundlich auf, begrüßte sie dieselbe doch als eine Befreiung aus höchst fataler Lage, und sah sie doch in dieser Heirath die einzige Möglichkeit, wieder in's Haus ihres Sohnes zurückkehren und mit ihrem kleinen Robert verkehren zu können. Thatsächlich fühlte sich in den Flitterwochen des jungen Paares niemand glücklicher, als die Großmama. Nachdem d'Athis den Staatsstreich vollführt, wollte er sich für einige Zeit aus Paris entfernen — er fühlte sich doch einigermaßen genirt. Da nun das Kind, das nicht von der Mutter lassen wollte, das ganze Haus so recht eigentlich regierte, beschloß man auf's Land zu gehen und zwar dahin, wo sich Irma heimisch fühlte. So ließen sich denn alle in

der Nähe von Papa Sallé's Hühnern nieder. Das war nun ein ganz eigenthümliches Heim, eine Wirthschaft, wie man sie seltsamer sich nicht denken kann. Die gute Mama d'Athis und Großpapa Sallé trafen sich allabendlich, wenn ihr beiderseitiger Enkel zu Bette gebracht wurde. Der alte Wildschütz, der in einem Mundwinkel die Spitze seiner alten, längst schwarzgewordenen Tabakspfeife hielt, und die alte Vorleserin aus dem Palaste, die sich noch immer die Haare puderte und sich solch vornehmes Air zu geben wußte, blickten dann gemeinsam das hübsche Kind an, das sich in seinem Bette von der einen Seite auf die andere warf; sie bewunderten es und fanden wechselseitig neue gute Eigenschaften an ihm. Sie brachte ihm aus Paris die neuesten, reizendsten und theuersten Spielsachen mit, er schnitzte ihm Pfeifen mit einem Mundstücke aus Hollunderholz — und, weiß der Himmel, der kleine Thronfolger in der Regentschaft des Hauses d'Athis war oft genug nicht einig mit sich, welchen Geschenken er den Vorzug geben sollte.

Unter allen, welche sich um das Kinderbett drängten und gruppirten, war nur einer, der sich unbehaglich und wirklich unglücklich fühlte, und das war Charles d'Athis. Sein aristokratischer Geist, sein elegantes Wesen litten bei diesem Waldleben, wie die feinen Pariserinnen unter der Landluft leiden, die ihnen zu klar, zu würzig ist. Er arbeitete nicht mehr, und da er sich von jenem entsetzlichen Paris entfernt hatte, welches die Abwesenden so schnell vergißt, so war auch er binnen kurzem fast dem Vergessen anheimgefallen. Glücklicherweise aber war das Kind da, und wenn dieses lächelte, dann dachte der Vater nicht mehr an seine Erfolge als Dichter und auch nicht mehr an die Vergangenheit Irma Sallé's.

Und will man wissen, welchen Abschluß dieses eigenartige Schauspiel fand? Man braucht nur das schwarzgeränderte Billet zu lesen, das ich vor einigen Tagen er-

hielt und das als Schluß dieses echt Pariser Abenteuers gelten kann:

„Der Graf und die Gräfin d'Athis machen Ihnen schmerzerfüllt die Mittheilung vom Tode ihres Sohnes Robert."

Die Unglücklichen! Welch traurigen Anblick boten sie, als sie alle vier das leere Bettchen umstanden!

Was der Palmen-Frack erzählte.

Mit diesem Morgen begann für den Bildhauer Guillardin der schönste Tag seines Lebens.

Er war zum Mitglied des Instituts ernannt und wollte in der feierlichen Sitzung der vereinigten fünf Akademieen sein Akademiker-Gewand einweihen, den prächtigen mit grünen Palmen gestickten Frack, dessen neues Tuch so hübsch glänzte und dessen Seidenstickerei so schön in der Farbe der Hoffnung schimmerte. Das glückverheißende Gewand! Da lag es wie hingegossen auf dem Sessel; es schien nur darauf zu warten, angezogen zu werden, und nachdem Guillardin seine weiße Kravatte sorgfältig angelegt hatte, betrachtete er den Rock mit dem Ausdruck tiefstgefühlter Liebe und Zärtlichkeit.

„Vor allen Dingen wollen wir uns nicht übereilen; wir haben noch viel Zeit," sagte der gute Mann zu sich selbst.

Er hatte sich nämlich thatsächlich aus begreiflicher Erregung volle zwei Stunden zu früh angekleidet, und die schöne Madame Guillardin, die immer ziemlich langsam Toilette machte, hatte ihm ausdrücklich erklärt, daß sie an diesem Tage genau zur angesetzten Zeit zum Ausfahren bereit sein würde — keinesfalls auch nur eine Minute früher — wohlverstanden.

Armer Guillardin! Was sollst du beginnen, um die Zeit bis zu jenem Moment todtzuschlagen?

„Wir können ja immerhin einmal unsern Rock anziehen," meinte er, und nachdem er nochmals den Tüll und die Spitzen mit innigem Behagen gestreichelt hatte, nahm er das kostbare Kleidungsstück, zog es mit fast unglaublicher Vorsicht an und stellte sich dann vor den Spiegel.

Ah! Welch herrliches Bild strahlte ihm aus dem Glase entgegen! Das war einmal ein netter neugebackener Akademiker, so glücklich, so heiter, so zufrieden lächelnd; seine Haare spielten schon etwas ins Graue, seine Figur war ein bischen stark und die kurzen Arme bewegten sich wegen der neuen Ärmel mit einer Würde und Steifheit, die an's Automatenhafte grenzte — aber das that ja nichts. Seine Tournüre genügte offenbar allen Ansprüchen. Guillardin ging auf und nieder; grüßte, wie er es bei seinem Eintritt in den Sitzungssaal thun wollte, lächelte seinen Collegen von den schönen Künsten zu und übte sich in den andern bekannten Bewegungen, die bei den Akademikern so beliebt sind.

Aber wenn man von seiner eigenen werthen Persönlichkeit auch noch so eingenommen ist, so kann man doch unmöglich zwei Stunden lang vor dem Spiegel auf- und abgehen. Das ermüdete mit der Zeit also auch unsern Akademiker, und da er fürchtete, sein neues Gewand zu drücken, zog er es wieder aus und legte es wieder sorgsam auf einen Sessel. Er selbst setzte sich ihm gegenüber in eine Ecke am Kamin, streckte die Beine aus, faltete die Hände über der Weste und gab sich, immer den grüngestickten Frack betrachtend, seinen Träumen hin.

Wie der Reisende, der am Ziele seiner Wanderschaft angelangt ist, sich noch einmal alle Gefahren, alle Hemmnisse ins Gedächtnis zu rufen pflegt, die er auf der langen Fahrt zu überwinden hatte, so blickte jetzt Guillardin auf sein bisheriges Leben zurück. Jahr für Jahr ließ er an seinem geistigen Auge Revue passiren, mit dem Tage beginnend, da er in Jouffroy's Atelier zum ersten Male einen Meißel in die Hand bekommen hatte. Ach du heilige Kunst, wie ist doch der Anfang so hart, so schwer! Er gedachte der zahlreichen Winter, in denen er kein Feuer anzünden konnte; der Nächte, in denen er sich, von Sorgen gequält, ruhelos auf dem ärmlichen Lager wälzte; der

zahlreichen und nutzlosen Wege, die er gemacht, um Aufträge zu erhalten; er dachte, wie oft er von jener verzweiflungsvollen Wuth ergriffen war, in der man sich selbst so klein, so untüchtig, so nutzlos, ja so überflüssig erscheint inmitten der großen Menge, die den Unbekannten stößt, drängt, hetzt und zu zermalmen droht. Und nun sich sagen zu können, daß er es ganz allein, ohne Protektor, ohne Vermögen so weit gebracht habe! „Oho, einzig und allein mein Talent hat das vermocht!“ Und den Kopf zurückwerfend, die fast geschlossenen Augen nochmals halb öffnend, so beendigte der ehrenwerthe Mann sein Nachdenken und wiederholte mit ziemlich lauter Stimme: „Einzig und allein mein Talent! Einzig und allein mein Tal . . .“

Ein lautes, trocken, heiser und geisterhaft tönendes Gelächter unterbrach ihn plötzlich. Ziemlich verdutzt sah sich Guillardin in seinem Zimmer um: Er war allein, ganz allein — im tête-à-tête mit seinem grünen Gewand, diesem Schatten jedes rechtschaffenen Akademikers; es lag ihm gegenüber auf einem Sessel. Dabei dauerte das unverschämte Lachen fort. Jetzt aber sah der Bildhauer genauer hin und da glaubte er zu bemerken, daß sein Rock nicht mehr so auf dem Sessel lag, wie er selbst ihn eben noch hingelegt; nein, er saß wirklich und wahrhaftig auf dem Fauteuil, hatte die Schöße gehörig placirt, die Ärmel auf die Stuhllehnen gestützt, und der obere Theil hatte sich gewölbt und hob und senkte sich, als wenn er ein lebendes Wesen umschließe. Von dorther kam das Lachen; aber konnte das denn möglich sein? Es gab jedoch keine andere Erklärung; der grüne Rock gab sich ganz offenbar dem Ausbruche der größten Heiterkeit hin, er bewegte sich und schüttelte sich, seine Schöße flogen ordentlich auf und nieder und die Ärmel umklammerten fast krampfhaft die Stuhllehnen, als fürchteten sie, sonst in der Lustigkeit einen gar zu ausgelassenen Streich zu begehen. Und jetzt

hörte man gar, wie unter Schluchzen und Schlucken mit feiner Stimme und so recht malitiös klingend die Worte ausgestoßen wurden: „Mein Gott! Mein Gott! Nein, das ist komisch! Da möchte man ja gleich vergehen vor Lachen!“

„Zum Teufel auch — was in aller Welt hat denn das zu bedeuten?“ fragte der bedauernswerthe Akademiker, die Augen weit aufreißend.

Die Stimme ließ sich wieder vernehmen, und jetzt klang sie womöglich noch feiner und noch malitiöser als vorhin: „Ich bin es ja, Guillardin! Ich bin es, dein Palmenfrack, der es kaum noch erwarten kann, mit dir zur Sitzung zu gehen. Ich bitte vielmals um Vergebung, daß ich mit meinem unzeitgemäßen Lachen dich in deinen Träumen gestört habe, aber es war doch wirklich zu komisch, dich von deinem Talente sprechen zu hören, und da habe ich mir das Lachen nicht verhalten können. Sage mir doch einmal — aber ganz aufrichtig: War das denn dein Ernst? Glaubst du denn wirklich und ganz ernsthaft, daß dein Talent genügt hat, dich so schnell vorwärts zu bringen, dir eine so hohe Stelle auf der Stufenleiter des Lebens zu verschaffen, dir alles zu geben, was du jetzt dein eigen nennst: Rang, Ansehen, Ruhm, Vermögen? Guillardin! Hältst du das wirklich für möglich? Geh einmal ein bischen mit dir zu Rathe, bevor du mir antwortest. Denke immer noch besser nach, das kann gar nicht schaden. So, jetzt antworte mir! Nun siehst du wohl, du wagst es gar nicht.“

„O doch,“ brachte Guillardin stammelnd hervor und sah dabei unendlich komisch aus. „Ich — ich habe — ich habe viel gearbeitet.“

„Jawohl, viel! Ganz enorm viel! Weißt du, was du bist? Ein Steinklopfer bist du, ein Tagelöhner, ein richtiger Akkordarbeiter. Du berechnest das so nach Tagen und Stunden, genau wie ein Droschkenkutscher. Von dem echten Arbeiten, von dem Ringen und Schaffen des wahren

Talents hast du keine Ahnung. Oh, ich kenne eine ganze Menge tüchtiger Männer, die auch arbeiten und zwar ganz anders als du, mit all der Emsigkeit, mit all der fieberhaften Anspannung derjenigen, die etwas Großes zu erreichen hoffen — und die es doch niemals so weit bringen werden, wie du es jetzt schon gebracht hast. Bleib' ganz ruhig sitzen! Wir sind ja allein, und können also einmal ein vernünftiges Wort und im Vertrauen sprechen. Einmal im Leben hast du unläugbar Talent und Findigkeit bewiesen — als es nämlich galt, eine hübsche Frau heimzuführen."

„Ich muß doch sehr bitten —" fiel Guillardin ein und wurde dabei ganz roth.

Die Stimme aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern fuhr fort:

„Siehst du, das ist hübsch. Dieser Ausbruch des Unwillens gefällt mir an dir. Er beweist mir, was alle Welt schon längst weiß, daß du nämlich mehr ein Narr als ein Schurke bist. Na, na — du brauchst mich gar nicht mit solch wüthenden Blicken anzusehen. Denn wenn du mich rauh anfassest und ich dabei nur den geringsten Kniff oder die kleinste Falte erhalte, so kannst du unmöglich mit mir in die Sitzung und Madame Guillardin dürfte dann schwerlich ruhig und zufrieden bleiben. Sie ist nämlich die alleinige Ursache der ganzen Wonne dieses schönen Tages und ihr gebührt auch aller Ruhm. Sie allein ist es, welche die fünf Akademieen nun bald empfangen und begrüßen wollen und ich versichere dich, wenn ich ins Institut gelangte, indem ich ihre hübsche und trotz ihrer Jahre noch immer elegante und schlanke Taille umspannte, so würde ich noch einen ganz anderen Erfolg erringen, als wenn du mich trägst. Zum Teufel auch! Guillardin — man muß sich über alles im Klaren sein, und muß sich von allem Rechenschaft ablegen! Du verdankst alles dieser Frau; alles, dein Haus, deine vierzig-

tausend Francs Rente, deine Orden, deine Lorbeeren, deine Medaillen —"

Dabei erhob der grüne Rock einen seiner gestickten Ärmel und wies auf die unter Glas und Rahmen befindlichen Diplome und Ehrenbriefe, welche die Wände des Zimmers bedeckten. Und als wollte es sein Opfer noch mehr quälen, als wollte es dasselbe verhindern, wo anders hin zu sehen oder irgend eine Bewegung zu machen, näherte sich jetzt das grausame Kleidungsstück dem Kamin, neigte sich in höchst vertraulicher und ungezwungener Weise zu dem unglücklichen Bildhauer und sagte in recht gemüthlichem Tone und als wenn er mit einem alten Bekannten spräche:

„Sieh mal, mein alter Junge, was ich dir soeben erzählte, scheint dir unangenehm zu sein. Es ist aber doch durchaus nöthig, daß auch du weißt, was alle Welt schon längst weiß. Und wer sollte es dir mittheilen, wenn nicht dein eigener Rock? Rechnen wir also einmal ein wenig. Was hattest du, als du dich verheirathetest? Nichts! Was hat dir deine Frau in die Ehe gebracht? Nichts! Wie erklärst du nun dein jetziges Vermögen? Du wirst natürlich wieder sagen, daß du viel gearbeitet hast. Aber, du Unglücksmensch, wenn du auch Tag und Nacht gearbeitet hättest, so hättest du, trotz aller Gefälligkeitsaufträge und trotz aller Arbeiten für die Regierung — die dir seit deiner Verheirathung ja nicht gefehlt haben — dir kaum ein jährliches Einkommen von fünfzehntausend Francs verdient. Meinst du, daß diese Summe genügt, um die Kosten eines Hausstandes zu bestreiten, wie der deinige ist? Bedenke doch nur, daß die schöne Madame Guillardin wie eine Dame aus der eleganten Welt zu allen großen Gesellschaften geladen war, daß sie immer in solchen Kreisen verkehrte, in denen das Geld mit vollen Händen ausgegeben wird. Wahrhaftig, ich weiß ganz wohl, daß du von morgens bis abends in deinem Atelier wie festgenagelt saßest und über all diese Dinge noch nicht einmal

ernsthaft nachgedacht hast. Du begnügtest dich, zu deinen Freunden zu sagen: Ich habe eine Frau, die sich wie keine andere auf den Haushalt versteht. Mit dem, was ich verdiene, weiß sie nicht nur auszukommen, sondern sie richtet sich so ein, daß wir noch etwas ersparen.

Armer Mann, du warst doch von einer erstaunlichen Leichtgläubigkeit. In Wirklichkeit hattest du nämlich eins von jenen reizenden Ungeheuern geheirathet, wie man sie in Paris so oft findet — eine anspruchsvolle und lebenslustige Frau, die sehr ernst von deinen Ausgaben sprechen konnte und sehr leichtsinnig über die ihrigen sprach, die für euren gemeinsamen Hausstand und ihr eigenes Vergnügen auf gleiche Weise besorgt war und die für beides auch die Mittel zu finden wußte. Das Leben solcher Frauen, mein Verehrtester, gleicht einer Tanzkarte, auf welcher man einfache Nummern vermerkt hat an Stelle der Namen der Tänzer. Deine Gattin dachte einfach folgendermaßen: Mein Mann hat kein Talent, kein Vermögen, noch weniger Gewandtheit im Umgange; er ist aber ein ganz ausgezeichneter Mensch, gefällig, leichtgläubig — er wird mich also nicht besonders geniren. Wenn es ihm recht ist, daß ich mich ungestört amüsire, so werde ich meinerseits ihm zu allem verhelfen, was ihm jetzt fehlt. Und seit jenem Tage regneten förmlich die Aufträge in dein Atelier, und es regnete Geld, das solchen hübschen Klang hat, und Orden mit Bändern in allen möglichen Farben und aus allen möglichen Ländern. Ja, ja — so kam's. Und eines schönen Morgens kam Madame auf den Gedanken, die Gattin eines Akademikers sein zu wollen, und da war es wieder ihre fein-behandschuhte Hand, welche dir nach und nach alle Thüren geöffnet hat, durch die man in das Heiligthum tritt. Donnerwetter, mein alter Junge! Was es dich gekostet hat, diesen Rock mit den grüngestickten Palmen tragen zu dürfen, das könnten dir einzig und allein deine Collegen sagen!"

„Du lügst! Du lügst!“ schrie Guillardin, der vor Ärger ersticken zu müssen glaubte.

„O nein, mein alter Freund, ich lüge durchaus nicht. Du hast nur nöthig, dich gehörig umzusehen, — wenn du — was ja bald der Fall sein wird — den Sitzungssaal betrittst. In allen Augen wirst du Schadenfreude lesen können, auf allen Lippen wirst du ein Lächeln sehen und während du dich auf deinen Platz begiebst, wird man einander zuraunen: „Da ist der Gatte der schönen Madame Guillardin. Denn etwas anderes, mein Lieber, wirst du in deinem ganzen Leben nicht sein als — der Gatte einer schönen Frau.“

Das war zu viel, das konnte Guillardin nicht aushalten! Bleich vor Wuth erhob er sich, um das unverschämte und geschwätzige Kleidungsstück ins Feuer zu werfen, nachdem er die schöne grüne Blattstickerei abgerissen — da öffnete sich eine Thüre und eine ihm wohlbekannte Stimme, in deren Ton sich Geringschätzung und Herablassung paarte, erweckte ihn aus seinem fürchterlichen Traum.

„Ah! Das sieht dir wahrhaftig recht ähnlich! An einem solchen Tage in der Kaminecke einzuschlafen!“

Madame Guillardin stand vor ihm — groß, noch immer schön, wenn auch ein wenig stark; da stand sie und ihr rosiger Teint sah fast so aus, als verdanke er allein der Natur seine Farbe, ihre Haare waren gepudert und den Augen verlieh ein feiner schwarzer Strich unter dem Augapfel erhöhten Glanz. Mit einer gebieterischen Handbewegung ergriff sie das palmengestickte Gewand und langsam half sie ihrem Gatten dasselbe anziehen, wobei ein feines Lächeln um ihre Mundwinkel spielte. Der arme Mann aber trocknete sich den Schweiß von der Stirn; ihm war als sei ihm ein Alp von der Brust genommen; er athmete tief auf und sagte zu sich selbst: „Welch ein Glück — es war also blos ein Traum!“

Ende.

Inhalt.

	Seite
Prolog: Sollen Künstler heirathen?	3
Madame Heurtebise	14
Das Credo der Liebe	24
Die Trasteverina	32
Ein Sängerpaar	42
Ein Mißverständnis	50
Das Handgreifliche	64
Zigeunerleben in einer Künstlerfamilie	75
Fragment eines Damenbriefes. (Gefunden in der Rue Notre-Dame-des-Champs)	82
Die Witwe des großen Mannes	90
Die Lügnerin	97
Gräfin Irma	106
Was der Palmen-Frack erzählte	114

Humoristische Werke.

Balázs, Alexander, Heitere Lebensbilder. Humoresken. Aus dem Magyarischen von Dr. Adolph Kohut. Preis 20 Pf.

Berczik, Arpád von, Ehestandsgeschichten und andere Humoresken. Deutsch v. Dr. A. Kohut. 20 Pf.

Berges, Amerikana. Humoristische Skizzen aus dem amerikanischen Leben. 4 Bände. à 20 Pf.

Blumauer, Aloys, Virgils Aeneis. Travestie. 40 Pf. — In elegantem Leinenband 80 Pf.

Bögh, Erik, Humoristische Vorlesungen. Aus dem Dänischen von Wilhelm Lange. 2 Bände. à 20 Pf.

—, Der Theaterkobold. Humoreske. Autorisierte Übersetzung von Heinrich Martens. Preis: 20 Pf.

Böttticher, Georg, Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

—, Schnurrige Kerle und andere Humoresken Mit drei Illustrationen von Jul. Kleinmichel. Preis: 20 Pf.

Brentano, Fritz, Heitere Geschichten. 4 Bde. à 20 Pf.

Bürger, G. A., Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Preis: 20 Pf. — In Leinenband 60 Pf.

Crome-Schwiening, C., Allerhand Humoristische Kleinigkeiten. Novelletten und Skizzen. Preis: 20 Pf.

Cronheim, Reinhold, Fähnrichsgeschichten. Humoresken. Preis: 20 Pf.

Daudet, Alphonse, Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon. Deutsch von Adolf Gerstmann. Preis: 20 Pf.

Degen, Alex. von, In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten. Preis: 20 Pf.

—, Aus dem Militärleben. 4 Bände. à 20 Pf.

Denison, M. A., So'n Mann wie mein Mann. Eine Ehestands-Humoreske. Preis: 40 Pf. — In Leinenband 80 Pf.

Detmold, Joh. Herm., Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft. Satiren. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Eckstein, E., Humoresken. 2 Bände. à 20 Pf.

—, Besuch im Carcer. Humoreske. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Fischart, Johann, Die Flohhatz. Humoristisches Gedicht. Erneut und erläutert von Karl Pannier. Preis: 20 Pf.

—, Das glückhafte Schiff von Zürich, nebst dem Schmachspruch und Kehrab und einigen verwandten Gedichten. Erneut und erläutert von Karl Pannier. Preis: 20 Pf.

—, Das Jesuiterhütlein. Satirisches Gedicht. Erneut u. erläutert v. Karl Pannier. Preis: 20 Pf.

Gaudy, Fr. Frhr., Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. 20 Pf. — In eleg. Leinenband 60 Pf.

—, Schülerliebe und andere Humoresken. Preis: 20 Pf.

Habberton, John, Helene's Kinderchen. Humoreske. Deutsch von M. Greif. 40 Pf. — In eleg. Leinenband 80 Pf.

—, Andrer Leute Kinder oder Bob und Teddi in der Fremde. Deutsch von M. Greif. 60 Pf. — Geb. 1 M.

(Beide vorgenannte Werke in einem höchst eleg. Ganzleinenband mit Goldschnitt 2 M.)

—, Frau Marburgs Zwillinge oder Mütterchens Leiden und Freuden. Deutsch v. M. Greif. 20 Pf. Geb. 40 Pf.

Jahn, Ernst Reinh., Humoristische Erzählungen. Pr.: 20 Pf.

Jerrold, Douglas, Frau Kaudels Gardinenpredigten. Deutsch von Dr. Carl Tornow. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Junggesellenbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Knigge, Adolph Freiherr, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman. Preis: 20 Pf.

Kock, Paul de, Der bucklige Taquinet. Komischer Roman. Deutsch von H. Denhardt. Preis: 40 Pf.

—, Herr Krautkopf sucht seine Frau. Roman. Deutsch von Julian Olden. Preis: 80 Pf.

Köhler, Br., Dies und Das. Humoresken. Preis: 20 Pf.

Kortum, Dr. Carl Arnold, Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen. Mit einer literarhistorischen Einleitung von Friedrich Schnettler. 60 Pf. — Geb. 1 M.

Krackowizer, Dr., Naturgeschichte des österreichischen Studenten. Gymnasial-Humoresken. Preis: 20 Pf.

Kraßnigg, Rudolf, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. Skizzen und Bilder. Pr.: 20 Pf.

Kraus, Oskar, *MEYPIAΣ*. Die Meyeriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben. Preis: 20 Pf.

Lennig, Friedrich, Etwas zum Lachen. Herausgegeben von Karl Altendorf. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Lenz, Philipp, Militärische Humoresken. 5 Bände. à 20 Pf. — Zus. in 1 eleganten Leinenband 1 M. 20 Pf.

Lichtenberg, Georg Christ., Ausgewählte Schriften. Herausgegeben u. mit Anmerkungen von Eugen Reichel (Eugen Leyden). Preis: 80 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M. 20 Pf.

Liebesbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf

Mark Twain, Ausgewählte Skizzen. Deutsch von Wilhelm Lange und H. Osmin. 5 Bände. à 20 Pf.

Märzroth, Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Geschichten. 4 Bände. à 20 Pf.

Merth, Volksschullehrers Freud und Leid. 20 Pf.

Meschtscherski, W. P., Einer von unsern Moltkes. Skizzen aus dem serbisch-türkischen Krieg. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von A. Flammberg. 40 Pf.

Mikulitsch, W., Mimis Badereise. Deutsch von E. Lamberg. 20 Pf.

Müller, Johann Gottwerth, Siegfried von Lindenberg. Preis: 80 Pf.

Nötel, Louis, Vom Theater. Humoristische Erzählungen. 5 Bände. à 20 Pf.

Pohl, Rob., Peppis Soldat und andere heitere Bilder und Geschichten. 20 Pf.

Pötzl, Eduard, Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen. 3 Bändchen. à 20 Pf. Alle 3 Bde. mit 8 Abbildungen zus. in 1 Bd. gebunden 1 M.

—, Der Herr v. Nigerl u. andere humor. Skizzen. Preis: 40 Pf.

—, Rund um den Stephansturm. Preis: 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

—, Wien. 1. Bd. Skizzen von E. Pötzl. 2. Bd. Alt-Wiener Studien von E. Hoffmann. 3. Bd. Neues humoristisches Skizzenbuch von E. Pötzl. 3 Bände. à 20 Pf.

—, Die Leute von Wien. Neue Folge ausgewählter Skizzen. Preis: 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Rákosi, Victor, Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 20 Pf.

Roe, Edwin P., Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. Frei nach dem Englischen von Karl Knortz. Preis: 20 Pf.

Roehl, Freilichtbilder. Humoresken. 20 Pf.

Saphir, Meine Memoiren und anderes. Preis: 20 Pf.

—, Humoristische Vorlesungen. 3 Bände. à 20 Pf.

—, Humorist.-satir. Novelletten u. Bluetten. Preis: 40 Pf.

Schnadahüpfln, Tausend. Gesammelt u. mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichnisse und acht Singweisen herausgegeben von Fritz Gundlach. Geh. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Schönthan, Franz und Paul von, Kleine Humoresken. 4 Bände. à 20 Pf.

—, **Paul von**, Kindermund. Gesammelte Aussprüche und Scenen aus dem Kinderleben. Preis: 20 Pf. — In elegantem Leinenband 60 Pf.

—, Der Kuß. Gereimtes und Ungereimtes über den Kuß. Neue vermehrte Auflage. Pr.: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Schröder, Willem, De Plattdüdſche Sprückwörder-Schatz, d. i. Duſend plattdüdſche Sprückwörders van A — Z, Oſtfreſiſche, Oldenborgiſche, Hannoverſche, Holſteenſche, Mecklenbörgiſche u. A. En ſpaßig un lehrriek Book för lütje un groote Lühde. Preis: 20 Pf.

—, Plattdüdſche Leeder un Döntjes. 20 Pf.

—, W. und A., Humoresken. 7 Bände. à 20 Pf.

Sienkiewicz, H., Die Dritte. Eine heitere Erzählung aus dem Künſtlerleben. 20 Pf.

Stell, Luſtigi Thurgauer G'ſchichte. Humoresken in Thurgauer Mundart. Preis: 20 Pf.

—, Studentenrache und andere heitere Geſchichten. 20 Pf.

Sterne, Laurence, Empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien. Dtſch. v. Fr. Hörlek. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

—, Leben und Meinungen des Herrn Triſtram Shandy. Dtſch. v. A. Seubert. Preis: 1 M. — In eleg. Lnbd. 1 M. 50 Pf.

Tagebuch eines böſen Buben. Deutſch von **J. Botſtiber.** Geh. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Tewfik, Mehemed, Die Schwänke des Naßr-ed-din und Buadem. Deutſch von **Dr. E. Müllendorff.** Preis: 20 Pf.

Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Social-Roman. Deutſch von **H. Denhardt.** Preis: 40 Pf.

Vacano, E. M., Humbug. Eine wunderliche Hiſtorie. Preis: 20 Pf.

—, Komödianten. Erzählung. Preis: 20 Pf.

Velde, C. F. van der, Das Liebhaber-Theater. Humoreske. aus dem erſten Zehntel des 19. Jahrhunderts. Preis: 20 Pf.

Viola, Max, Die Nadel der Kleopatra u. andere Humoresken. Preis: 20 Pf.

Volger, Eduard, Allerhand Dummheiten. 20 Pf.

Webers Demokritos. 1. Bd.: Das Lachen. 2. Bd.: Was iſt lächerlich? Preis: à Band 20 Pf.

Weisflog, Das große Loos. In etzlichen anmuthigen Hiſtorien. 20 Pf.

Weiß, Julian, Von der heiteren Seite. Deutſche Humoresken aus Ungarn. Preis: 20 Pf.

Wolzogen, Alfred Freiherr von, Zwei Humoresken. (Die Unke. — Lori.) Preis: 20 Pf.

Zachariä, J. F. Wilh., Der Renommiſt. Ein ſcherzhaftes Heldengedicht. Preis: 20 Pf.

Zſchokke, Heinrich, Tantchen Rosmarin. — Das blaue Wunder. Zwei Humoresken. Preis: 20 Pf.

Gesammelte dramatische Werke

von Charlotte Birch-Pfeiffer.

1. Bd.: Herma. — Pfeffer-Rösel. — Rubens in Madrid.
2. Bd.: D. Marquise v. Villette. — Schloß Greiffenstein. — D. Pfarrherr.
3. Bd.: Der Goldbauer. — Nacht u. Morgen. — Eine Frau aus der City.
4. Bd.: Fräulein Höckerchen. — Lady von Worsley-Hall. — Elisabeth von England.
5. Bd.: Eine Tochter des Südens. — Kaiser Karls Schwert. — Ein Sonderling und seine Familie.
6. Bd.: Eine deutsche Pariserin. — Die Rose v. Avignon. — Iffland.
7. Bd.: Der Leiermann u. sein Pflegekind. — Königin Bell. — Magdala.
8. Bd.: Eine Sylvesternacht. — Die Taube von Cerdrons. — Johannes Guttenberg.
9. Bd.: Walpurgisnacht. — Ulrich Zwingli's Tod. — Mutter u. Tochter.
10. Bd.: In der Heimath. — Gasthaus-Abenteuer. — Junge Alte. — Ferdinand Avelli.
11. Bd.: Die Frau in Weiß. — Der Herr Studiosus. — Revanche. — Der Glöckner von Notre-Dame.
12. Bd.: Hinko. — Das Testament eines Sonderlings. — Simon.
13. Bd.: Die Ritter von Malta. — Wer ist sie? — Peter von Szápár.
14. Bd.: Der Cassationsrath. — Die Waise aus Lowood. — Graf von Falkenberg. — Waldemar's Traum. *(Vergriffen.)*
15. Bd.: D. Grille. — Ein alt. Musikant. — Alles für Andere. — Vatersorgen. *(Vergriffen.)*
16. Bd.: Katharina II. und ihr Hof. (Die Günstlinge). — Mutter und Sohn. — Die Engländer in Paris.
17. Bd.: Steffen Langer aus Glogau. — Das Forsthaus. — Der Scheiben-Toni.
18. Bd.: Dorf und Stadt. — Ein Ring. — Ein Billet.
19. Bd.: Eine Familie. — Anna von Oestreich. — Mazarin.
20. Bd.: Ein Kind des Glücks. — Wie man Häuser baut. — Der beste Arzt.
21. Bd.: Rose und Röschen. — Thomas Thyrnau. — Im Walde.
22. Bd.: Marguerite. — Großvater und Enkelkind. — Alte Liebe rostet nicht. — Edith.
23. Bd.: Maria di Gonsalvo. — Das Mädchen u. der Page. — Trudchen

Preis jedes Bandes: 4 M.

Charlotte Birch-Pfeiffer, Die Waise aus Lowood. Schauspiel in 2 Abteilungen und 4 Aufzügen.

— —, Die Grille. Ländliches Charakterbild in 5 Aufz.

Separatausgaben: à 2 Mark.

Gesammelte Novellen und Erzählungen

von Charlotte Birch-Pfeiffer.

1. Bd.: Anna Laminit. — Der Leiermann und sein Pflegekind. — Die Tänzerin. 2. Bd.: Künstlers Rache. — Der Holländische Kamin. — Der Rubin. — Aus dem Leben Katharinens II. 3. Bd.: Die Hand des Herrn. — Räthsel der Natur. — Der Creole.

Preis jedes Bandes: 4 M.

Reclam's billigste Classiker-Ausgaben.

Börne's gesammelte Schriften. 3 Bände. Geh. 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Byron's sämmtliche Werke. Frei übersetzt v. Adolf Seubert. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Goethe's sämmtl. Werke in 45 Bdn. Geh. 11 M. — In 10 eleg. Leinenbänden 18 M.

Goethe's Werke. Auswahl. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbndn. 6 M.

Grabbe's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Rud. Gottschall. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Hauff's sämmtliche Werke. 2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. — In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.

Heine's sämmtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von O. F. Lachmann. Geh. M. 3.60. — In 4 eleg. Ganzleinenbdn. 6 M.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben von Ad. Stern. 3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

H. v. Kleist's sämmtliche Werke. Herausg. v. Eduard Grisebach. 2 Bände. Geh. 1 M. 25 Pf. — In 1 eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

Körner's sämmtliche Werke. Geh. 1 M. — In eleg. Lnbd. 1 M. 50 Pf.

Lenau's sämmtliche Werke. Mit Biographie herausgeg. v. Emil Barthel. 2. Aufl. Geh. 1 M. 25 Pf. — In eleg. Lnbd. 1 M. 75 Pf.

Lessing's Werke in 6 Bänden. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf. — In 3 Leinenbänden 5 M.

Lessing's poetische und dramatische Werke. Geheftet 1 M. — In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Longfellow's sämmtliche poetische Werke. Uebersetzt v. Herm. Simon. 2 Bde. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Milton's poetische Werke. Deutsch von Adolf Böttger. Geh. 1 M. 50 Pf. — In eleg. Leinenband 2 M. 25 Pf.

Molière's sämmtliche Werke. Herausgegeben v. E. Schröder. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden. Geh. 3 M. — In 3 Halbleinenbdn. M. 4.50. — In 4 eleg. Leinenbdn. M. 5.40. — In 4 Halbfranzbdn. 6 M.

Shakespeare's sämmtl. dram. Werke. Dtsch. v. Schlegel, Benda u. Voß. 3 Bde. Geh. M. 4.50. — In 3 eleg. Leinenbdn. M. 6.

Uhlands gesammelte Werke in 2 Bänden. Herausgegeben v. Friedr. Brandes. Geh. M. 2. — In 2 eleg. Leinenbdn. M. 3.

d'Ubrest, Geschichten aus der Pariser Belagerung. 959.
Achleitner, A., Geschichten aus den Bergen. 5 Bde. 2625. 2696. 2769. 2963. 3323.
Beck, F., Geschichte eines deutschen Steinmetzen. 1377.
Berges, Ph., Amerikana. Humoristische Skizzen. 3 Bände. 2508. 2698. 2829.
Bern, Maximilian, Gestrüpp. Novellistische Skizzen. 785.
—, Auf schwankem Grunde. Novelle. Neue Ausgabe. 3. verb. Aufl. 605.
—, Deklamatorium. 2291—2295. — Geb. M. 1.50. — Mit Goldschnitt M. 2.
—, Deutsche Lyrik seit Goethe's Tode. Neue Ausg. 951—955. — Geb. M. 1.50. Mit Goldschnitt M. 2.
Blüthgen, Victor, Die schwarze Kaschka. Novelle. 1597.
Bülau, Friedr., Geheime Geschichten u. rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. 5 Bde. 2740. 2959. 3106. 3214. 3330.
Cronheim, Heinh., Fähnrichsgeschichten. 1736.
Eckstein, Ernst, Humoresken. 621. 1640.
—, Der Besuch im Carcer. Humoreske. Mit 6 Original-Illustrationen. 2340. Geb. 60 Pf.
—, Maria la Brusca. Novelle. 1721.
—, Pariser Leben. Heitere u. düstere Bilder aus der Weltstadt. 4 Bde. 740. 759. 780. 840.
Edler, Karl Erdm., Notre Dame des Flots. — Eine Glocknerfahrt. — 2 Nov. 2128.
Eichendorff, Frh. Joseph v., Gedichte (Gesamtausgabe.) 2351—2353. — Geb. M. 1. — Mit Goldschnitt M. 1.50.
—, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 2354. — Geb. 60 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.
Franzos, K. E., Die Hexe. Nov. 1280.
Frenzel, K., Das Abenteuer. Erzählung. 1601. — Geb. 60 Pf.
—, Der Hausfreund. Novelle. 1820. — Geb. 60 Pf.
—, Die Uhr. Aufzeichnungen eines Hagestolzen. 1435.
Friedmann, A., Der Kirchenraub. — Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen. 2260.
—, Lebensmärchen. 2 Novellen. 1250.
Friedmann, A., Der letzte Schuß. — Erzählung d. Henkers von Bologna. — Ein Kind seiner Zeit. 2871. 2872.
—, Der Todesring. — Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrtennovellen für Ungelehrte. 2430.
—, Vertauscht. Novelle. 1037.
Gaudy, Frh. v., Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. 289. — Geb. 60 Pf.
—, Ludwiga. Novelle. 376.
—, Venetianische Novellen. 941—943. — Geb. M. 1.
—, Schillerliebe und andere Erzählungen und Humoresken. 2319.
Glaser, Adolf, Schloß Kattenheim. Novelle. 1650.
Godin, A., Eine Katastrophe. Roman. 1842. 1843.
—, Die Madonna mit den Lilien und andere Erzählungen. 2087.
Gottschall, R. v., Die Adlerhexe. Erzählung. 2608.
—, Lesefrüchte. Erzählung. 2670.
—, Die zehnte Sprache. — Der Zeuglieutenant. Zwei Novellen. 2474.
—, Der Verräter. Erzählung. 2570.
Heigel, K., Das ewige Licht. Nov. 915.
—, Mosaik. Kleine Erzählungen in Prosa und Versen. 2200.
—, Der Theaterteufel. Roman. 980.
—, Die Veranda am Gardasee. Novelle. 1131.
Heine, Heinrich, Die Harzreise. 2221. — Geb. 60 Pf.
—, Der Rabbi von Bacharach. — Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. 2350.
—, Memoiren. 2301.
—, Buch der Lieder. 2231. 2232. — Geb. 80 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.
—, Atta Troll. — Deutschland. 2261. — Geb. 60 Pf.
—, Neue Gedichte. 2241. — Geb. 60 Pf.
—, Romanzero. 2251. — Geb. 60 Pf.
Helmer, Ed., Prinz Rosa-Stramin. 2664. — Geb. 60 Pf.
Heyse, Paul, Zwei Gefangene. Novelle. 1000. — Geb. 60 Pf.
Jarz, Dr. K., Die letzten Kämpfe um die Mexikanische Kaiserkrone. 2600.
Jost, Eduard, Christlich oder Päpstlich? Historische Erzählung. 1179.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 098510024

Aus Philipp

Pre

Katscher, Leopold, Aus England. Bilder u. Skizzen. 2 Hefte. 2020. 2189.
—, Aus China. Bilder u. Skizzen. 2256.
Kohn, Prager Ghettobilder. 1825. 1826.
Krasnigg, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. 2889.
Lenz, Philipp, Militärische Humoresken. 710. 728. 795. 850. 897. — Zus. in 1 eleganten Leinenband M. 1.20.
Lindenberg, Paul, Berlin. 6 Bände.
1. Bd.: Bilder und Skizzen. 1841.
2. Bd.: Die National-Galerie. 1870.
3. Bd.: Umgebung Berlins. (3. Aufl.) 1919.
4. Bd.: Stimmungsbilder. 2004.
5. Bd.: Neu-Berlin. 2131.
6. Bd.: Weitere Umgebung Berlins. Potsdam u. d. Spreewald. 2553.
Lindner, Albert, Geschichten und Gestalten. 861—863.
Märzroth Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen u. heitere Skizzen. 4 Bde. 1266. 1304. 1418. 1599.
Meißner, Dr. C. Fl. Aus den Papieren eines Polizeikommissärs. Wiener Sittenbilder. 5 Bde. 2926. 2962. 3013. 3147. 3304. — Zus. in 1 Bd. geb. M. 1.50
Mylius, Otfrid, Das Glasmännchen. Weihnachtsgesch. für Jung u. Alt. 418.
—, Graveneck. Geschichtl. Erzähl. 366. 367.
—, Die Frau Oekonomierath. Eine Geschichte. 257. 258.
—, Die Opfer des Mammon. Eine Stadtgeschichte. 1619. 1620.
—, Die Türken vor Wien 1683. Geschichtliche Erzählung. 213. 214.
Nordau, M., Seifenblasen. Federzeichnungen und Geschichten. 1187.
Nötel, Louis, Vom Theater. Humorist. Erzählg. 1206. 1461. 1533. 1664. 1763.
Pajeken, Aus dem wilden Westen Nordamerikas. 2752. 3284.
Peschkau, Emil, Die Prinzessin. Nov. 1801.
—, Am Abgrund. Novellen. 2219.
Petersen, Marie, Die Irrlichter. 2641. — Geb. 60 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.
—, Prinzessin Ilse. 2632. — Geb. 60 Pf. Mit Goldschnitt M. 1.20.
Pötzl, Ed., Wien. 3 Bände.
1. Bd.: Skizzen. 2065.
2. Bd.: Alt-Wiener Studien. Von Eduard Hoffmann. 2101.
3. Bd.: Neues hum. Skizzenbuch. 2169.
Pötzl, Ed., Kriminal-Humoresken. 3 Bde. 1905. 1980. 2258. — Zusammen in 1 Band gebunden und illustriert M. 1.
—, Die Leute von Wien. 2629. 2630. — Geb. 80 Pf.
—, Rund um den Stephansturm. Humoresken. 2411. 2412. — Geb. 80 Pf.
Raabe, Zum wilden Mann. Erzählung. 2000. — Geb. 60 Pf.
Remin, E., Der gute Kampf. 2830.
—, Der Narr der Herzogin. 3139.
Riehl, W. H., Burg Neideck. Novelle. 811. — Geb. 60 Pf.
—, Die vierzehn Nothhelfer. Novelle. 500. — Geb. 60 Pf.
Ruppius, O., Der Peblar. Roman a. d. amerik. Leben 1141/43. — Geb. M. 1.
—, Das Vermächtniß des Peblars. Folge des Romans: „Der Peblar". 1316—1318. — Geb. M. 1.
Rüttenauer, Benno, Sommerfarben. Optimistische Geschichten. 2499.
Schmidt, M., 's Almstummerl. Erzählg. a. d. bayerischen Hochland. 1851.
Schönthan, F. u. P., Kleine Humoresken. 4 Bände. 1680. 1790. 1939. 2279.
—, P., Kindermund. 2188. — Geb. 60 Pf.
—, Der Kuß. Gereimtes und Ungereimtes ü. d. Kuß. 2311. — Geb. 60 Pf.
Schröder, W. und A., Humoresken. 7 Bde. 451. 488. 611. 790. 1178. 1575. 2706.
Schubert, Friedr. Carl, Und sie bewegt sich doch. Roman. 1311. 1312.
Stell, B., Lustigi Thurgauer G'schichte. Humoresken. 2490.
—, Studentenrache u. and. Gesch. 2719.
Vacano, Humbug. Eine wunderliche Historie. 2321.
—, Komödianten. 2607.
Voß, R., Maria Botti. Novelle. 1706.
Wichert, E., Eine Geige. — Drei Weihnachten. Zwei Erzählungen. 1370. — Geb. 60 Pf.
—, Für todt erklärt. Erzählung. 1117. — Geb. 60 Pf.
—, Am Strande. Erzählung. 1227. — Geb. 60 Pf.
—, Nur Wahrheit! — Sie verlangt ihre Strafe. Zwei Erzählg. 1500. — Geb. 60 Pf.
Wickede, Fr. C. v., Amerikanische Novelletten. 909. 1234.